Ausgabe B
Vertr.-Kennz. 1 J 5527 E

Ostpreussen-Warte

DAS HEIMATBLATT ALLER OST- UND WESTPREUSSEN

Nummer 4 | April 1960 | Einzelpreis 0,50 DM / 11. Jahrgang

„Auswanderungspanik" in Ostpreußen

Nord- und Südamerika locken die Neusiedler

Die stetige Bereitschaft der in Ostpreußen angesetzten polnischen Neusiedler, die ihnen zugewiesenen Gehöfte bei erster Gelegenheit zu verlassen, wird erneut aus einem Bericht der Parteizeitung „Glos Olsztynski" (Allensteiner Stimme) ersichtlich, der sich mit einer in letzter Zeit zu beobachtenden „Auswanderungspanik" (panika wyjazdow) befaßt. Dieses Bestreben der polnischen Bauern, aus dem südlichen Ostpreußen abzuwandern und im Ausland eine Heimat zu suchen, trat, dem polnischen Bericht zufolge, sogleich wieder in Erscheinung, als sich Gerüchte verbreiteten, daß Warschau polnischen Staatsbürgern Auswanderungsmöglichkeiten eröffnen wolle.

Nachdem derartige Gerüchte und die geschilderte Reaktion bekannt geworden waren, entsandte die Redaktion des „Glos Olsztynski" Berichterstatter in die Kreise Heilsberg, Braunsberg und Preußisch-Eylau, die folgendes meldeten:

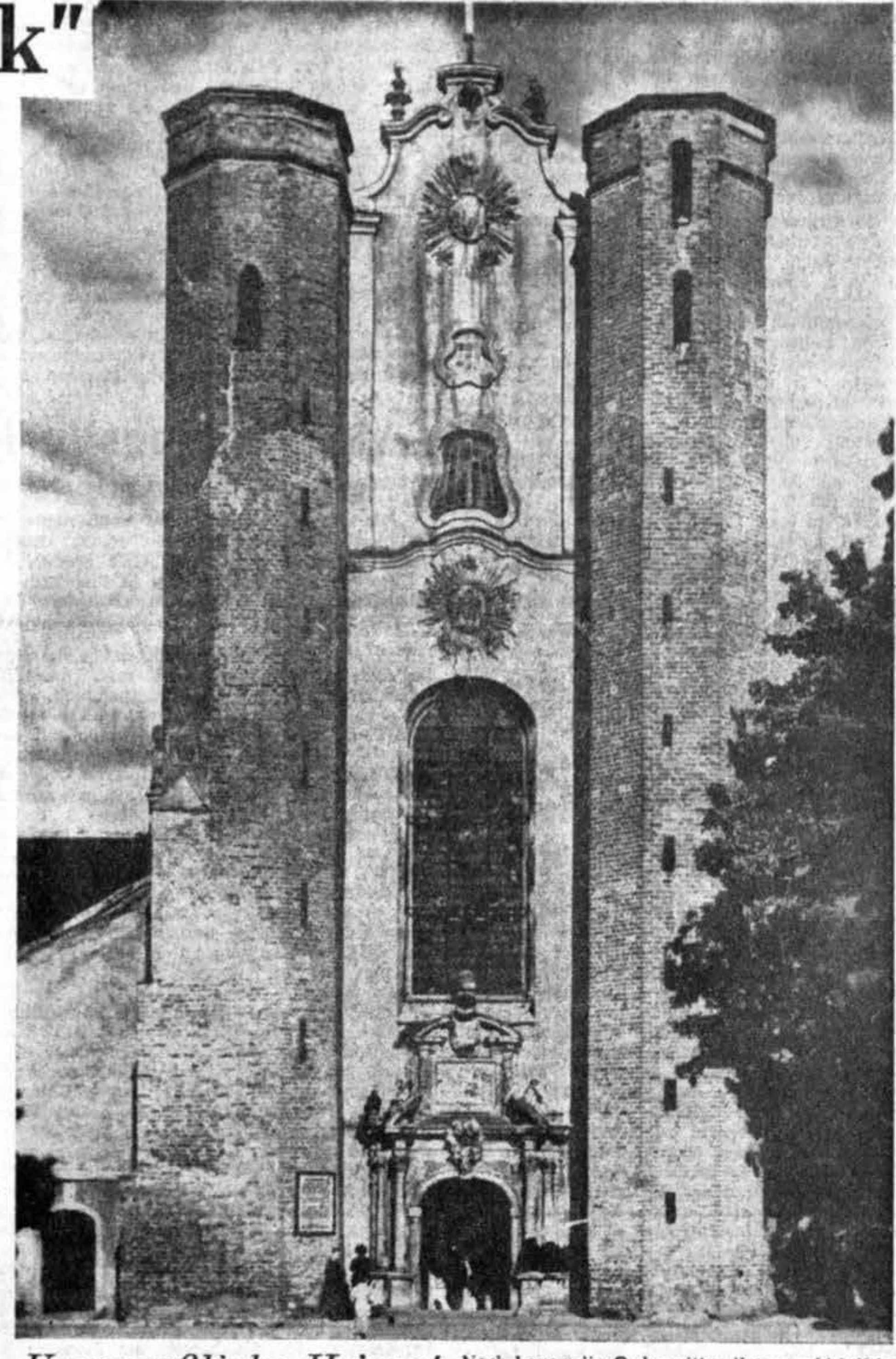
Im Dorfe Heiligenthal, Kreis Heilsberg, haben polnische Neusiedler im Januar dieses Jahres ihr lebendes Inventar verkauft, um auf diese Weise die Mittel für ihre Auswanderung zu beschaffen. Ein polnischer Bauer hat zum gleichen Zweck das von ihm bisher bewirtschaftete Gehöft verkauft. Drei polnische Bauern, die jetzt im Dorfe Raunau, Kreis Heilsberg, ansässig sind, beschafften sich von der Botschaft der Vereinigten Staaten in Warschau Antragsformulare für die Ausstellung von Einreise-Visen. Als sie diese Formulare erhielten, verstärkten sich sogleich die Gerüchte, daß nunmehr Auswanderungsmöglichkeiten bestünden. Die Folge war, daß weitere polnische Neusiedler aus Raunau nach Warschau reisten und bei der amerikanischen Botschaft vorsprachen.

In Kiwitten, Kreis Heilsberg, wollten die polnischen Siedler bereits wissen, daß die Vereinigten Staaten sich mit einer Auswanderung von einigen Millionen Polen nach Amerika einverstanden erklärt hätten. In den Dörfern Plauten und Seefeld, früher Kreis Braunsberg, und in Guttenfeld, Kreis Preußisch-Eylau, liefen ähnliche Gerüchte um, nur daß es hier hieß, es bestehe die Möglichkeit, nach Australien auszuwandern. Daraufhin sind achtzehn polnische Siedler nach Warschau gefahren, um nähere Erkundigungen einzuziehen. Weitere Siedler begannen, Verhandlungen über den Verkauf der von ihnen bewirtschafteten Höfe zu führen.

Am 1. März suchten auf dem Markte in Heilsberg polnische Bauern Käufer für „ihre" Gehöfte, wobei sie betonten, die Höfe stünden sehr preiswert zur Verfügung, weil der Erlös nur die Kosten einer Überfahrt nach Südamerika decken solle. Allgemein wurde behauptet, die amtliche Erklärung über die Eröffnung der Auswanderungsmöglichkeit stehe unmittelbar bevor, und „wer zuerst kommt, mahlt zuerst".

„Glos Olsztynski" bemerkt zu diesen Vorfällen, daß die „Auswanderungspsychose zunächst arbeitsscheue Elemente ergriffen habe, ihr seien aber auch ‚andere Bauern' anheimgefallen, die es durch ihre Arbeit bereits zu Wohlstand gebracht haben". Da aber nach den umlaufenden Gerüchten nur landlose Antragsteller die Genehmigung zur Auswanderung erhalten sollten, seien auch wohlhabendere Bauern bemüht, ihre Höfe und ihr bewegliches Eigentum zu verkaufen: „Dabei naht der Frühling mit Riesenschritten und damit die Zeit intensiver Feldarbeiten. Wer wird nun ihre Felder bestellen? Sie selbst? Sie warten doch nur darauf, daß der Briefträger ihnen unverzüglich einen Brief mit dem Paß aushändigen wird." „Glos Olsztynski" ermahnt die Parteiinstanzen, dieser „Auswanderungspanik" entgegenzutreten, zumal durch derartige Gerüchte eine allgemeine Unsicherheit hervorgerufen und die „Devastierung" von landwirtschaftlichen Betrieben begünstigt werde. Das polnische Parteiorgan bemängelt es, daß bisher noch kein einziges Ermittlungsverfahren gegen Gerüchtemacher auf Grund des § 170 des polnischen Strafgesetzbuches eingeleitet worden ist. Nach diesem Paragraphen kann für Verbreitung falscher Informationen eine Gefängnisstrafe bis zur Höhe von zwei Jahren verhängt werden, abgesehen von Geldstrafen.

„Glos Olsztynski" veröffentlichte im Zusammenhang mit diesem eingehenden Bericht über die „Auswanderungspanik" im südlichen Ostpreußen zwei Leserzuschriften. In einem dieser Briefe hebt der Einsender hervor, die Auswanderungsbereitschaft sei deshalb so groß, „weil es nirgends in der Welt schlechter als in Polen sein kann". Die Redaktion des Parteiblattes stellt hierzu fest, daß derartige Zuschriften zu Dutzenden eingelaufen seien.



Unvergeßliche Heimat — Noch bevor die Ordensritter ihre geschichtliche Mission im Osten begannen, waren es die Zistersiensermönche gewesen, die das Preußenland kultivierten und mit dem christlichen Glauben zugleich die abendländische Gesittung in diesem Land verbreiteten. Das Bild zeigt die gotische Klosterkirche zu Oliva. Eingerahmt von den beiden Türmen erhebt sich die prächtige Fassade im jüngeren Barockstil.
Foto: Schnaege

Ordensschloß Neidenburg soll wieder aufgebaut werden

Das Ordensschloß in der ostpreußischen Stadt Neidenburg ist bis jetzt „ungenutzt und dem allmählichen Verfall ausgesetzt", berichtet „Slowo Powszechne". Die Burg, die, dem polnischen zufolge, zu den „wenigen verhältnismäßig guterhaltenen" Ordensschlössern zählt, soll nunmehr nach diesbezüglichen Planungen der Stadtverwaltung wieder aufgebaut werden und später als Kulturhaus, Bibliothek und Touristenunterkunft Verwendung finden. Die Kosten des Wiederaufbaus des Ordensschlosses werden auf etwa sechs Millionen Zloty beziffert.

Maßnahmen gegen angeblichen „Revanchismus"

Einem Bericht der in Allenstein erscheinenden polnischen Parteizeitung „Glos Olsztynski" zufolge, will die „Wojewodschaftskommandantur der Bürgermiliz" in Allenstein „Tendenzen zu einer Steigerung der revisionistischen Stimmung und Propaganda" im südlichen Ostpreußen beobachtet haben. Nach dem polnischen Bericht werde durch eine solche „antipolnische Propaganda" das Ziel verfolgt, „die Atmosphäre eines Provisoriums zu schaffen." — Wie des weiteren bekannt wird, ist auf der letzten „Wojewodschaftskonferenz" der kommunistischen „Vereinigten Polnischen Arbeiterpartei" der Beschluß gefaßt worden, „mit aller Energie gegen Revisionisten und Revanchisten vorzugehen."

Mangel an Fachkräften

Die polnische Landwirtschaft, insbesondere die des dörflichen Bereichs polnischer Einzelbauern, wurde auf einer Tagung der Organisation PAX in Danzig kürzlich als „rückschrittlich" bezeichnet. Die Einführung des technischen Fortschritts im „polnischen Dorf" sei deshalb schwieriger, als es anfangs den Anschein gehabt habe, weil der polnische Bauer erst einmal das Wesen und den Zweck des Fortschritts verstehen müsse. Außerdem mangele es auf dem Lande immer noch an Landwirten mit fachlicher Ausbildung — nicht nur auf den „individuellen" Wirtschaften, sondern auch in Produktionsgenossenschaften (Kolchosen) und auf Staatsgütern. Die „alte Garde" landwirtschaftlicher Fachleute schrumpfe zahlenmäßig immer mehr zusammen, und der Nachwuchs sei „unzureichend". Für viele junge Menschen sei der Beruf des Landwirts ein „Zufallsberuf" geworden, für zahlreiche andere erweise sich dieser Beruf als „zu wenig attraktiv".

Wie der polnische Parteifunktionär Godlewski in der „Gazeta Robotnicza" ausführt, gibt es in Niederschlesien etwa 15 000 „wirtschaftlich schwache" Bauernhöfe. Diese erzielten oft noch nicht einmal die Hälfte der landwirtschaftlichen Erzeugung „guter" Höfe, obgleich die Boden- und sonstigen Verhältnisse ähnlich seien. Die Hektarerträge dieser wirtschaftlich „schwachen" Höfe lägen zwischen acht und fünfzehn dz Getreide, bei 100 dz Kartoffeln und bei 100 dz Zuckerrüben. Auch sei der Viehbesatz auf diesen Höfen „allgemein niedrig".

Der polnische Parteisekretär beziffert den Anteil der „schwachen" Wirtschaften an der Gesamtzahl der Bauernhöfe in Niederschlesien auf rund 40 v. H. Als Gründe für den niedrigen wirtschaftlichen Stand bezeichnet er u. a. das hohe Alter der polnischen Neusiedler sowie den Mangel an Arbeitskräften und an Wirtschaftsgebäuden. Die Verschuldung dieser Höfe sei so hoch, daß im „kapitalistischen Wirtschaftssystem" ihre Besitzer aufgehört hätten, Bauern zu sein, und die Höfe bereits vor längerer Zeit verkauft worden wären. In der Volksrepublik Polen würden jedoch die „schwachen" Wirtschaften durch Gewähren von Steuernachlässen, Ermäßigungen des Ablieferungssolls, Zuteilung von Krediten und durch Fachberatungen am Leben erhalten.

Neues Wappen für Allenstein

Der polnische „Städtische Volksrat" für Allenstein hat beschlossen, das bisherige Stadtwappen abzuschaffen. Dies wurde damit begründet, daß das Wappen einen „fremden Charakter" habe. Statt dessen soll nun ein „polnisches Wappen" eingeführt werden. Es soll den polnischen Adler und Schwerter zeigen. Durch die Schwerter soll an den Sieg des vereinigten polnisch-litauischen Heeres über den Deutschen Orden im Jahre 1410 erinnert werden.

Elbing - das „Nowa Huta der Küste"

Ein polnischer Bericht über das heutige Elbing — Eine „lebenssprühende Stadt"

Elbing, das heutige Elblag ist Gegenstand eines ausführlichen Berichtes des polnischen Journalisten S. Krajewski, den er für die Zeitung „Polityka" verfaßt hat. Es dürfte für unsere Leser, vor allem die aus Elbing stammenden Landsleute, interessant sein, diesen Bericht im Original und ohne Kommentierung zu lesen, nachdem wir bereits wiederholt über das heutige Elbing in Bild und Wort durch Augenzeugen berichten ließen.

„Das im letzten Krieg zu etwa 65 Prozent zerstörte Elblag war 1945 nach 173jähriger preußischer und Hitlerherrschaft zu Polen zurückgekehrt.

Die zahlreichen und großen Industriebetriebe Elblags waren zum Zeitpunkt der Befreiung ein einziges Trümmerfeld verwüsteter und ausgebrannter Fabrikhallen, der Maschinen und Ausrüstung beraubt, vom zurückflutenden Feind demoliert bzw. in aller Eile fortgeschafft. Zählte die Bevölkerung Elblags Anfang 1946 nur 7000 Einwohner, so waren es Ende desselben Jahres bereits wieder 16 000 und 1954 — knapp zehn Jahre nach der Befreiung — schon 65 300 Einwohner. Heute, nach fünfzehn Jahren der Freiheit, leben in Elblag wieder fast 80 000 Einwohner, womit der Stand aus der Zeit vor dem letzten Weltkrieg bereits überschritten ist.

Wirtschaft. Die Elblager Industrie, die den zu Beginn der Geschichte dieser Stadt infolge der günstigen geographischen Lage, der bequemen Verkehrsverbindungen auf den Flüssen Elblag und Nogat, des Übergangs vom Weichsel-Delta durch die Balgijska-Enge aufs offene Meer und dank der Landwege nach Sambia und Warmia dominierenden Handel nunmehr zurückgedrängt hat, beschränkte sich in den ersten Jahren ihrer Entwicklung auf die Leinen-, Tabak-, Brauerei-, Stärke- und Ölindustrie sowie auf die Zichorien-, Seifen-, Pflanzenfarbenfabrikation u. ä. Als Industriezentrum gewann Elblag erst in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts durch die Entwicklung der Metallindustrie an Bedeutung.

Die Schwermetallindustrie spielt auch heute im Wirtschaftsleben Elblags eine entscheidende Rolle. Einige große Industriebetriebe, an ihrer Spitze das Mechanische Werk „General Karol Swierczewski" — die erste Dampfturbinenfabrik in der Geschichte der polnischen Industrie — die Elblager Fabrik für Schmiedeausrüstungen und das Eisenbahnwerk stellen ein umfassendes Sortiment von Maschinen und Ausrüstungen für den Bedarf der inländischen Industrie und für den Export her. Elblager Turbinen bringen Licht in die ferne chinesische Provinz Tschian-su und gehören auch zur Ausrüstung der von polnischen Ingenieuren gebauten Zuckerfabriken in der UdSSR, in Iran, China, Vietnam und auf Ceylon. Hämmer, Pressen und Schlagscheren Elblager Produktion werden nach China, Indien, Marokko, Israel und Spanien geliefert.

Der ersten Energieturbine mit 25 MW Leistung folgend, die 1956 auf Grund sowjetischer Lizenzen und mit wesentlicher Unterstützung sowjetischer Konsultanten in Elblag gebaut wurde, gehen heute die Arbeiten am Bau des Prototyps der TK 50-Turbine mit einer doppelt so hohen Leistung ihrem Ende entgegen, und die Konstruktions- und technologischen Büros treffen bereits Vorbereitungen für den Bau einer 120 MW-Turbine nach Lizenzen des bekannten englischen Metropolitan Wickers-Konzerns.

Zahlreich sind in Elblag auch die Industriebetriebe der Arbeitsgenossenschaften und der örtlichen Industrie, deren Erzeugnisse nicht nur im Inland, sondern auch in der UdSSR, in den Ländern Westeuropas, in den USA und in Kanada beliebt sind.

Elblag ist auch alleiniger Lieferant von Heck- und Bugteilen, Schraubenwellen und Schrauben sowie Ankern für unseren Schiffsbau.

Die ständig wachsenden Produktionsauflagen der Elblager Industie garantieren den Einwohnern dieser Stadt dauernde Vollbeschäftigung. Die Situation des Jahres 1933, als von 70 000 Einwohnern Elblags 11 700 arbeitslos waren, wird sich nie mehr wiederholen.

Parallel mit dem dynamischen Aufschwung der stadtbildenden Industrie vollzieht sich die Entwicklung einer umfassenden Kommunalwirtschaft, des Gesundheitsdienstes, des Wohnungsbaus, der Volksbildung und des kulturellen Lebens. Innerhalb der letzten zehn Jahre hat sich das Angebot der Wasserversorgung in Elblag versechsfacht und die Gasproduktion ist nahezu versiebenfacht worden.

Gegenwart. Trotz seines ausgesprochen industriellen Charakters bietet das heutige Elblag kein graugetöntes und verrußtes Bild, wie das für die meisten Industriestädte so typisch ist. Bedauerlich ist allerdings, daß von den im Jahre 1772 abgetragenen mittelalterlichen Mauern und Basteien kaum Spuren mehr wahrnehmbar sind. Die Verwüstungen des letzten Krieges haben aber auch die Überbleibsel des tristen und kasernenartigen Wohnungsbaus aus preußischer Zeit beseitigt. Das Elblag von 1960 ist eine Stadt mit weiträumigen Flächen, farbenfrohen Wohnhäusern und Grünanlagen. Ausgedehnte Plätze, breite Verkehrsstraßen, viele große Parks sowie die planvoll und systematisch durchgeführte Kampagne, die Häuser mit Buntputz zu verkleiden — all das verleiht dieser Stadt ein angenehmes, freundliches Gesicht.

Trotz der im Vergleich zum vorhandenen Bedarf bescheidenen finanziellen und materiellen Mittel sind viele architektonische Baudenkmäler wieder aufgebaut und damit der Nachwelt erhalten worden, z. B. die altstädtischen Wohnhäuser, sakrale Bauten usf.

In drei allgemeinen und Fachkrankenhäusern sowie in meheren Stationen für ambulante Behandlung wacht das ärztliche und das Hilfspersonal über die Gesundheit der Einwohner der Stadt und des Kreises.

Im Schuljahr 1959/60 unterrichteten 346 qualifizierte Lehrkräfte in 16 Grundschulen 12 257 Elblager Kinder. Außer den zahlreichen allgemeinbildenden Oberschulen gibt es in Elblag noch Fach- und Berufsoberschulen und -techniken. In Kursen der Allgemeinen und der Arbeiteruniversität vervollkommnen Elblager verschiedener Altersklassen und Berufe ihre Kenntnisse. Die planmäßige und nach einem Programm gestaltete Bildungstätigkeit der Lehrstätten wird durch die rege Bildungsarbeit der örtlichen Organisationen und Vereinigungen ergänzt.

Nur wenigen dürfte bekannt sein, daß in Elblag, im Haus „Zu den sieben Gipfeln", im Jahre 1605 die polnische Premiere Shakespearescher Stücke stattgefunden hat, aufgeführt von der 18köpfigen Londoner „Komödiantentruppe" des John Green, der vom Stadtrat Andrzej Bartowicz von der Themse nach Elblag geholt worden war. Man spielte damals größere Teile aus dem „Sommernachtstraum", aus „Romeo und Julia" und anderen Werken von Shakespeare.

Heute bringt das Elblager Stefan-Jaracz-Theater, das im vorigen Jahr sein 10jähriges Bestehen beging, jährlich 12 Premieren und 265 Aufführungen, die von 80 000 Zuschauern besucht werden.

Dank seines eigenen Symphonieorchesters „Feliks Nowowiejski", das sich aus ortsansässigen Laienmusikern zusammensetzt, wie auch dank des musikalischen Patronats der Nationalphilharmonie Warszawa ist die Verbreitung der Musikkultur in Elblag keine leere, administrative Floskel.

In sieben Elblager Kinos werden jährlich rund 1 Million Anhänger der X. Muse gezählt.

Die zahlreichen und rührigen gesellschaftlichen, kulturellen, Bildungs- und Berufsvereinigungen mit Menschen guten Willens und verschiedener Interessengebiete in ihren Reihen, die bemüht sind, innerhalb dieser Organisation nach Kräften und Möglichkeiten das Leben der Stadt und ihrer Einwohner angenehm zu gestalten, sind in Elblag Brennpunkte der schöpferischen Initiative und des sozialen Fortschritts.

Das über sieben Jahrhunderte alte und fast 80 000 Einwohner zählende Elblag ist heute eine lebenssprühende Stadt, eine Stadt mit außerordentlich weitreichenden Entwicklungsperspektiven, eine Stadt, die schon in den nächsten Jahren das ‚Nowa Huta der Küste' sein wird."



Schriftleitung: E Knobloch. Verlag: Elchland-Verlag. Göttingen, Maschmühlenweg 8/10 Postfach. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Göttingen Kto.-Nr. 1032 Postscheckkonto Hannover 126 725. J. Guttenberger. Braunschweig.

Die Ostpreußen-Warte Ausgabe A — Allgemeine Ausgabe Ausgabe B — mit Königsberger Neue Zeitung Ausgabe C — mit Neue Ermländische Zeitung — erscheint einmal im Monat. Bezugspreis: vierteljährlich DM 1,50 zuzügl 9 Pfg. Zustellgebühr. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlages und der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung, in Fällen höherer Gewalt oder Störung kein Ersatzanspruch.

Anzeigenverwaltung: Annoncenexpedition Salnajs & Marquardt, Wolfenbüttel, Karlstraße 22. Tel.: 37 68. Postscheckkonto: Hannover 57088. Druck: Göttinger Druckerei- und Verlagsgesellschaft mbH., Göttingen, Maschmühlenweg 8/10

„Aktivierungsverluste" in Ostpreußen

Beispiele aus Braunsberg für „außerordentlichen Mangel an Wirtschaftlichkeit'

Die oftmals verfehlte und unüberlegte Investitions- und Aktivierungspolitik polnischer Stellen in den Oder-Neiße-Gebieten schildert der Berichterstatter des Zentralorgans der Gewerkschaften in Polen, „Glos Pracy", am Beispiel zweier, in Südostpreußen gelegener Ziegeleien. Diese Ziegeleien in Steinbach im Landkreis Rastenburg und in Rodelshöfen im Landkreis Braunsberg seien „Beispiele" für „unüberlegte Beschlüsse" und einen „außerordentlichen Mangel an Wirtschaftlichkeit und wirtschaftlichem Denken".

Wie der polnische Journalist schreibt, seien im Rahmen des Programms zur wirtschaftlichen „Aktivierung" der nördlichen und westlichen „Wojewodschaften" u. a, auch die beiden Ziegeleien vor mehreren Jahren auf die Liste der für einen Wiederaufbau in Frage kommenden Betriebe gesetzt worden. Obgleich schon im Jahre 1954 durchgeführte geologische Untersuchungen ergaben, daß der in Steinbach vorhandene Lehm zahlreiche Fremdkörper und Verunreinigungen enthält und überdies die Lehmschicht nicht stärker als 1,10 m ist, sei das Grundprojekt des Wiederaufbaus ausgearbeitet und trotz „zahlreicher Mängel" durch die zuständigen Stellen bei der „Wojewodschafts"-Verwaltung in Allenstein „gebilligt und bestätigt" worden.

Der Beschluß eines Wiederaufbaues der Ziegelei sei allerdings „rechtlich ungültig" gewesen, da laut Ministerratsbeschluß vom 17. 11. 1956 nur der zuständige Minister eine Bestätigung habe aussprechen können. Auch habe man an sich ohne vorherige Untersuchung des Lehmvorkommens durch das Warschauer Zentralamt für Geologie keinerlei Investitionen in der Ziegelindustrie vornehmen dürfen. Trotzdem hätten die Allensteiner Stellen solche Beschlüsse gefaßt und „unüberlegte" Maßnahmen getroffen, die im „Widerspruch zu den Grundsätzen der Wirtschaftlichkeit" gestanden hätten.

Die erste „Dokumentation" mit Entwürfen und Kostenvoranschlägen für diese Ziegelei kostete 21 500 Zloty, doch erwiesen sich die Unterlagen bald als „wertlos". Die zweite Dokumentation, für die bereits ein Honorar in Höhe von 123 000 Zloty berechnet wurde, wies zwar auf die Mängel des Lehmvorkommens hin, war jedoch — wie sich bald zeigte — ebenfalls „nicht frei von Fehlern". Die für Investitionen maßgeblichen Ämter gingen darüber hinweg, d. h. erteilten die Bauaufträge, ließen aber doch eine dritte „Dokumentation" vorbereiten.

Die Ziegelei wurde also gebaut, obwohl die erforderlichen Zeichnungen und technischen Berechnungen noch nicht vorlagen. Die Bau- und Investitionskosten wurden auf 3 Millionen Zloty veranschlagt, faktisch beliefen sie sich jedoch auf 7,69 Millionen Zloty, weil nämlich die „Grundpläne" für den Wiederaufbau dreimal geändert wurden. Die Produktionsergebnisse der Ziegelei in Steinbach bezeichnet der Berichterstatter des „Glos Pracy" als „nicht die besten — gelinde gesagt". Der polnische Journalist beziffert die Herstellungskosten je 1000 Ziegel auf 1530 Zloty; der Erlös für 1000 Ziegel betrug demgegenüber nur 785 Zloty. Die Verluste der Ziegelei stiegen bei einer Erfüllung des Produktionsplanes von nur 30 Prozent bis Ende des dritten Quartals 1959 infolgedessen auf 250 000 Zloty. Zu dem Mangel an Rohmaterial und zu der schlechten Qualität der gebrannten Steine käme nämlich noch „ein ständiger Mangel an Arbeitskräften und an Wasser", das aus großer Entfernung angefahren werden müßte, hinzu.

Zu dem zweiten Beispiel für Fehlinvestitionen, zu der Ziegelei in Rodelshöfen, bemerkt der polnische Berichterstatter, ähnliche Umstände und Verhältnisse hätten auch in diesem Falle den Wiederaufbau „begleitet". Hier habe man sich ebenfalls nicht vorher vergewissert, ob das Lehmvorkommen ausreicht. Nachdem der Wiederaufbau 1,6 Millionen Zloty verschlungen habe, sei die Ziegelproduktion in Rodelshöfen im Jahre 1958 eingestellt worden. Nunmehr solle auch die Ziegelei in Steinbach stillgelegt werden.

Riesengebirge polnischer Nationalpark

Errichtung neuer Schutzhütten geplant

Die in Breslau erscheinende polnische Zeitung „Slowo Polskie" widmete eine ihrer Ausgaben dem Riesengebirge, das polnischerseits vor einiger Zeit zum „Nationalpark" erklärt worden ist. Als „besondere Erfolge" werden Anordnungen verbucht, denen zufolge die markierten Wege grundsätzlich nicht verlassen werden dürfen; Zuwiderhandelnde sollen mit Geldstrafen belegt werden. Die „Möglichkeit" einer finanziellen Hilfe verschiedener Orts- und Kreisbehörden zur Verbesserung der Wegeverhältnisse „wird erwogen". Die Errichtung einiger neuer Schutzhütten ist geplant, über das Stadium des Projektierens bisher nicht hinaus gediehen.

In einem Interview mit einem polnischen Baudenwirt erfuhr ein Berichterstatter der Zeitung u. a., daß zwar im Sommer „mehr Besucher als in früheren Jahren" zu verbuchen seien, daß jedoch nach wie vor Touristen-Gruppen die überwiegende Mehrzahl der Besucher bildeten. Einzelwanderer seien verhältnismäßig selten; und die Erwartungen, daß sich stärkere Besuchergruppen aus benachbarten Ländern einfinden würden, hätten sich nicht erfüllt. Lediglich auf der Schneekoppe und in der Schneegrubenbaude könne man dann und wann tschechische Touristengruppen finden.

Als Grund für diese Sachlage wird der schlechte Zustand der meisten größeren Zufahrtsstraßen angegeben; auch seien die Verhältnisse in einzelnen Bauden „wenig befriedigend". Das billigste Nachtquartier (Massenlager) kostet 10 Zloty. Die Versorgung mit Lebensmittel in den Riesengebirgs-Schutzhäusern bezeichnet das gleiche Blatt mit „sehr unterschiedlich". Die Hauptnahrungsmittel gebe es zwar, jedoch höre man „viele Klagen" über das Fehlen jeglicher Konserven sowie u. a. von Obst.

pRESSESPIEGEL

Vorsicht mit Missionsgedanken

Aus Warschau berichtet uns unser Korrespondent, daß dort das Wort des Bundeskanzlers, das deutsche Volk habe eine besondere Mission gegenüber den Kräften des Ostens, die Runde und böses Blut mache ... Man kann sicher sein, daß damit gerade die nicht-kommunistischen Polen wirksam erfaßt und aufgebracht werden. Erinnerungen an den Krieg und die damaligen Leiden des polnischen Volkes stellen sich ein; und kommunistische Agitatoren reiben sich die Hände. Gewiß wird jeder deutsche Politiker, der sich ernsthaft Gedanken über die bisher nicht sonderlich glückliche Ostpolitik macht, gut daran tun, die Mentalität und die Psychologie der osteuropäischen Völker besser als bisher zu berücksichtigen — was wahrhaftig nicht heißt, ihnen zum Munde zu reden ...

Wenn es gar schon Adenauer passieren kann, als ein Verbreiter nationaler Missionsgedanken mißdeutet zu werden, dann ist es ernstlich anzuraten, daß deutsche Politiker, die sich zur Ostpolitik äußern, auf ihre Worte achtgeben und sie aufs sorgfältigste wägen. Ein falscher Zungenschlag kann unter den osteuropäischen Völkern verneerend wirken ... Die Vorstellung von einer ‚Mission' sollten wir uns ganz und gar aus dem Kopfe schlagen.

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Bonn ins Stammbuch

Es genügt nicht, daß wir ‚Gegenpropaganda' machen. Es ist nicht damit getan, daß wir sowjetische und sowjetzonale Schimpfkanonaden gegen uns nur mit unseren Schimpfkanonaden gegen das Zonenregime beantworten und dabei jeweils einiges gegen die Sowjetunion mit abfallen lassen. Auch ein ewiges Gegeneinander von berechtigten Vorwürfen auf der einen Seite und unberechtigten Vorwürfen auf der anderen wirkt in der Welt als ‚deutscher Zank' früher oder später lästig, nicht nur im Sport. Aufklärung ist gewiß notwendig, aber kein Allheilmittel. Auch ist es wenig sinnvoll, grundsätzlich alles zu verteidigen, was von drüben her angegriffen wird. Die Meinung, man müsse etwa Oberländer nun gerade halten und stützen, denn Ulbricht wolle ihn ‚abschießen', entbehrt jeder Überzeugungskraft. Alles, was nur Abwehr ist oder auch nur Gegenangriff, bleibt unzureichend. So kommen wir allmählich in die Lage, daß innerhalb dieses Wettkampfes der Propagandamittel jeder bei uns schief angesehen wird, der an der Bundesrepublik und ihrem demokratischen Bestand etwas auszusetzen findet. ‚Der liefert ja den Sowjets und Ulbricht noch Munition gegen uns', heißt es dann. Und wenn eine Stimme aus der Bundesrepublik drüben zitiert oder gar lobend kommentiert wird, so wird von da schon fast auf landesverräterische Betätigung geschlossen.

Mit alledem sind wir auf einem falschen Wege, auf einem sogar höchst bedenklichen Wege. Ein Land, in dem die Kritik verstummt, gibt die Demokratie preis. Ein Land, in dem nichts mehr getadelt werden darf, verhindert die eigene Gesundung.

Hamburger Abendblatt

NATO — Schutz oder Fessel?

Einige Deutsche, sogar ziemlich viele, sind soeben aus allen Wolken gefallen, weil sie jahrelang geglaubt haben, was man ihnen über die NATO erzählte. Sie haben geglaubt, daß die NATO ausschließlich das hohe Ziel habe, das freie Abendland gegen die drohende Sklaverei des Kommunismus zu verteidigen, und daß man in diesem Zeichen die Deutschen als willkommene und gleichberechtigte Kampfgenossen ganz besonders schätze ... Es gab soeben ein böses Erwachsen aus diesen abendländischen Schutz- und Trutz-Träumen. Das Wort, Deutsche Militärbasen in Spanien' fiel wie ein Funke ins Pulverfaß, und eine enorme Stichflamme schoß empor, die einen viel größeren Rauchpilz bewirkte als de Gaulles hausgemachte Atombombe in der Sahara ...

Was die Bundesdeutschen jetzt zu hören bekommen, dürfte ihnen ein Licht darüber aufstecken, daß die Verteidigung Westeuropas gegen den Kommunismus zwar wohl eine der Zweckbestimmungen der NATO ist, aber keinesfalls die einzige. Der andere Zweck, so vernimmt man heute in aller Offenheit, bestehe darin, die Deutschen ungefährlich zu halten, indem man ihnen jegliche eigene politisch-militärische Bewegungsfreiheit nimmt und durch die NATO-Allianz jeden ihrer Schritte kontrolliert. Es gibt viele Westeuropäer, die in dieser Funktion die Hauptfunktion der NATO überhaupt sehen.

... vermutlich wird dadurch ein anderer Wendepunkt ebenfalls in Sichtweite rücken: daß die Deutschen in der NATO nicht mehr wie bisher vorwiegend einen Schutz sehen werden, den sie sich gern gefallen lassen, sondern auch eine Fessel, deren diskriminierender Charakter ihnen immer deutlicher wird.

Die Tat, Zürich

Krieg durch Zufall

Beide Seiten unternehmen die gewaltigsten Anstrengungen, um Waffen zu produzieren, mit denen sie sich gegenseitig ausrotten könnten, wenn sie jemals gebraucht würden, und die von Jahr zu Jahr teurer werden. Das Risiko steigt genauso sehr wie die Kostenlast. Jedes Jahr, das ohne Abrüstungsabkommen vorübergeht, vermehrt die Gefahr, daß ein Krieg durch Zufall ausbricht, und läßt auch die Gefahr einer Verbreitung der Kernwaffen anschwellen. Aber meint es der Westen wirklich ernst? Kürzlich haben die USA eingeräumt, daß Rotchina an den Abrüstungsverhandlungen teilnehmen solle, sobald ein praktikables Abkommen in Reichweite sei. Doch wird China von sich aus einwilligen, sich an der Schlußphase von Abrüstungsverhandlungen zu beteiligen, wenn es von der ersten ausgeschlossen bleibt? Kann irgend jemand glauben, die Vereinigten Staaten zögen ernsthaft die Abrüstung in Betracht, solange noch die Aussicht besteht, daß Rotchina nicht abrüsten wird?

The Guardian, Manchester

Auf dem Wege zur atomaren Anarchie

Von jetzt ab ist nur noch eine Frage der Zeit, bis Rot-China ebenfalls Atombomben erhält und damit das unerhört schwierige Problem einer wirksamen Kontrolle der Atomwaffen noch weiter kompliziert. Je mehr sich der Kreis der atomwaffenbesitzenden Mächte erweitert, desto schwieriger wird es sein, den Gebrauch dieser Waffe unter Kontrolle zu halten. Die Gefahr einer atomaren Anarchie ist jetzt unerhört gewachsen. Wenn es jetzt zu einem sinnlosen Atomwettrüsten kommt, dann hat das Frankreich General de Gaulles die Hauptschuld daran. Wir aber werden an das deutsche Dichterwort erinnert: ‚Ist es auch Wahnsinn, hat es doch Methode!'

Abendpost, Chicago

Reise in Masurens Hauptstadt

Wie es heute in Lyck aussieht — Ein Fahrtbericht

Nur noch selten bekommen in Westberlin und der Bundesrepublik lebende Vertriebene von den polnischen Behörden Einreise-Genehmigungen nach Ostdeutschland. Vor kurzem aber durfte ein Ostpreuße in seine Heimat fahren. Über die Reise in die masurische Hauptstadt Lyck berichtet er uns folgendes:

„Heute auf dem Bahnhof in Lyck als ziviler Fahrgast auszusteigen, das heißt auf jeden Fall aufzufallen. Auf jeden Zivilisten kommt hier rund ein Dutzend Soldaten, die ankommen oder abfahren. Lyck ist eine stark belegte polnische Garnisonsstadt geworden. Ich kam mir ganz verloren unter den vielen Uniformierten vor. Ich hatte gehofft, vielleicht im „Hotel Kronprinz" am Bahnhof wie früher ein Unterkommen finden zu können. Doch ich wurde enttäuscht. Dieses Hotel gibt es nicht mehr. Es ist bis auf die Grundmauern zerstört. Auf gut Glück wanderte ich weiter zum „Hotel Kaiserhof", der glücklicherweise erhalten war. Er ist heute das einzige Hotel in Lyck. Ich bekam ein Zimmer, nachdem ich versprochen hatte, mich gleich auf der Miliz-Kommandantur zu melden.

Ich war morgens angekommen und beschloß, sofort die Stadt anzusehen. Ich erinnerte mich, daß Lyck vor und während der Besetzung vor fünfzehn Jahren rund 700 Häuser verloren hat. Da die Stadt früher rund 1500 Gebäude hatte, war Lyck also damals zu 45 % vernichtet. Heute hat sich leider nicht viel an diesem Zustand geändert, weil die Polen kaum Neubauten aufgeführt haben! Sie haben sich in den erhaltengebliebenen Häusern eingerichtet, aber nicht die Lücken beseitigt. Man hat hier zwar etwas für die Industrie getan, aber um den Wiederaufbau der Wohnhäuser oder Geschäfte hat man sich nicht gekümmert. Ich will Euch nun einen möglichst umfassenden Überblick geben und Euch die einzelnen Straßen, Häuser oder bekannten Gebäude in ihrem jetzigen Zustand schildern. Dann können sich die Landsleute aus Masuren am besten ein Bild machen.

Beginnen will ich mit der Beschreibung der Kirchen. Zuerst einmal das evangelische Gotteshaus. Es ist stehen geblieben und dient heute den Katholiken als Kirche. Kommt man von der See-Straße zur Kirche, so hat man den Eindruck, als ob das Gotteshaus allein in einer Trümmerfläche steht. Auf beiden Seiten der Straße sind viele Häuser verschwunden. Man kann jetzt ungehindert vom Gotteshaus hinunter bis zum See blicken! Diese Kirche ist noch immer ein Symbol des Deutschtums in Masuren. Man sieht ihr äußerlich gar keine Veränderungen an. Und in ihrem Inneren hängen auch noch die alten Glocken mit den deutschen Inschriften! Verändert gegenüber früher hat sich lediglich, daß die Emporen verschwunden sind. Die polnische Kirchengemeinde hat in den letzten Jahren, wie man mir sagte und was ich auch sah, ständig Geld für die Erhaltung der Kirche ausgegeben. Genau so gut gepflegt fand ich die Katholische Kirche von Lyck vor, die ebenfalls heil ist und in der ebenfalls katholische Gottesdienste abgehalten werden. Auch diese Kirche ist von den polnischen Gläubigen vollständig renoviert worden. Es ist beruhigend zu wissen, daß beide Gotteshäuser in bester Obhut sind.

Nun will ich von anderen Örtlichkeiten in stichwortartiger Form berichten.

Schwesternheim: das den katholischen Schwestern gehörende Heim ist heil geblieben; auch heute leben dort Schwestern.

Markt-Denkmal: das Erinnerungsdenkmal an General Günther ist von den Polen abgerissen worden; auch kein Stein ist mehr davon zu finden.

Ordens-Schloß: das Schloß, das wie früher als Haftanstalt dient, ist vollkommen erhalten geblieben.

Theater-Saal: noch vorhanden; für Zivilisten jedoch gesperrt; der Saal gehört heute zum Garnisonsbereich; er ist sozusagen „Militär-Kulturhaus".

Halbinsel: die bekannte Halbinsel Fligges Garten weist schwere Zerstörungen auf! Es gibt dort kein einziges bewohnbares Haus mehr. Vorhanden sind lediglich Überreste der alten Gärtnerei mit Kessel- und Gewächshaus.

Krankenhaus: ist erhalten geblieben.

Bismarckstraße: ein beschädigtes Haus wurde hier als Heim für Kinder von Eisenbahnern umgebaut; diese Straße heißt heute „ulica Czerwonej Armii" (Straße der Roten Armee).

Wasserturm: erhalten geblieben und in Betrieb.

Hindenburgstraße: sehr wenig Zerstörungen oder Veränderungen; die meisten der früheren Häuser stehen noch.

Dreimühlen-Weg: an der Chaussee nach Dreimühlen haben die Polen industrielle Kleinbetriebe eingerichtet; auch einige Werkstätten gibt es dort; für die Arbeiter hat man in Dreimühlen neue Wohnungen errichtet; auch an diesem Weg sollen jetzt Neubauten erfolgen.

Gliemann: das Gasthaus von Landsmann Gliemann ist zu 80 % zerstört; es gibt auf diesem Grundstück aber noch einige Ruinenteile, in die polnische Familien eingezogen sind; es handelt sich um Notunterkünfte, die einsturzgefährdet sind.

Grundstück Kühn: dieses bekannte Grundstück am Markt ist eine Ruinenfläche; von den Russen ist das große Gebäude 1945 in Brand gesteckt worden.

Memeler Weg: hier hat es umfangreiche Schäden gegeben; die Polen haben hier ausgebrannte Häuser ausgebessert; der Weg heißt heute „ul. Moniusko".

Königlicher Hof: existiert nicht mehr; Trümmer abgetragen; alles einplaniert.

Fischerhaus: dieses Haus am See ist abgerissen worden; die Häuser linker Hand am See sind noch vorhanden.

Prostkener-Chaussee: dort befindet sich eine neue Reparaturwerkstatt für landwirtschaftliche Maschinen.

Luisenkino: erhalten und von den Polen benutzt.

Grundstück Harke: auch dieses Markt-Grundstück ist ein Trümmerhaufen.

Bahnhofs-Siedlungshäuser: sind durchweg erhalten geblieben und bewohnt.

Luisenplatz: heißt heute „Platz des 1. Mai"; das Kreisgerichts-Gebäude ist total vernichtet; eine neue Bebauung ist vorgesehen.

Brodowski-Grundstücke: alle Grundstücke von Brodowski liegen in Trümmern.

Seglerheim: steht und wird benutzt; die Steg-Anlagen usw. sind auch erhalten geblieben; Ruderhäuser am See ebenfalls noch vorhanden; ein Motorboot und mehrere Segelboote.

Ruderverein: das betreffende Haus steht; man hat dort eine Gaststätte eingerichtet.

Café Jenczowski: von Russen 1945 angezündet; nicht wiederaufgebaut.

Schützenhaus: dieses Haus auf dem Schützenplatz ist gänzlich verschwunden.

Anlagen am See: seit Jahren nicht gepflegt; alles wild durcheinander wachsend.

Uferböschungen: stürzen immer mehr ein.

Mädchenschule: vollkommen erhalten geblieben; heute polnisches Lyzeum.

Sybba: dieser Ortsteil ist von der polnischen Stadtverwaltung eingemeindet worden.

Landratsamt: dieses blieb erhalten; es ist heute Sitz der polnischen Landkreis-Verwaltung; das Haus ist in gutem Zustand.

Feuerwehrgebäude: steht noch und ist von den Polen renoviert worden.

Naturschutzgebiet: noch vorhanden; auch der Weg dort darf heute nicht betreten werden.

Exerzierplatz: ist nicht mehr in seiner früheren Gestalt vorhanden; von der polnischen Verwaltung hat man dort eine neue Fabrik gebaut; es handelt sich um eine Flachsfabrik, die gut beschäftigt ist und auch noch weiter ausgebaut werden soll; auch das umliegende Gelände soll, wenn möglich einbezogen werden.

Danziger Straße: diese Straße macht einen sehr guten Eindruck; die entstandenen Schäden sind gering; viele Häuser sehen wie vor dem Kriege aus; in dieser Straße hat man auch Außen-Renovierungen vorgenommen.

Markt: als Marktgelände benutzen die Polen das Grundstück am Schlachthof; es wird jetzt wöchentlich zweimal Markt gehalten; an den übrigen Tagen machen die Schwarzhändler hier ihre Geschäfte; Trödelwaren kann man an jedem Tag kaufen; es sind einige hölzerne Kioske aufgestellt; sonst liegen die Waren auf dem Boden.

Flußbrücke: heil geblieben.

Kaiser-Wilhelm-Straße: sieht fast noch so wie vor der Vertreibung aus; einige Häuser mußten jedoch neuen Verputz erhalten; die Dächer sind aber inzwischen repariert worden.

Springbrunnen: die Springbrunnen auf dem Luisenplatz sind alle wieder instandgesetzt worden.

Berufsschule: heil geblieben und dient dem alten Zweck.

Großes Kino: vollkommen zerstört; Grundstück ist planiert worden.

Ernst-Moritz-Arndt-Schule: unzerstört geblieben; heute polnisches Lehrerseminar; renoviert.

Bahnhofsplatz äußerst ungepflegt; weder Reinigung noch Aufbau.

Töpfer-Ende: sehr schwer mitgenommen; dort fehlt eine große Anzahl von Gebäuden; was noch steht, ist ebenfalls in schlechtem Zustand; auf dem Töpfer-Ende kommt es heute noch zu Häuser-Abrissen!

Sperrplattenfabrik: diese Fabrik ist von den Polen wieder in Gang gebracht worden; man hat sie vor einiger Zeit etwas um- und ausgebaut.

Kasernen: unbeschädigt und voll mit polnischen Soldaten belegt; es wurden auch neue militärische Anlagen geschaffen; die Stadt wimmelt von Uniformierten.

Über den Zustand von **Friedhof** und **Krieger-Friedhof** muß ich Euch nun ausführlicher berichten. Der Krieger-Friedhof sieht noch am besten aus. Dort hat man vor allem keine Gräber erbrochen. Auf dem Krieger-Friedhof ist eben alles nur zugewuchert und verwildert. Der andere Friedhofsteil aber sieht grauenerregend aus! Immer wieder bin ich dort auf erbrochene Grüfte und Grabstellen gestossen. Wo die Leichenschänder Reichtum bei den Toten vermuteten, haben sie alles aufgegraben oder aufgebrochen. Heute liegen an diesen Stellen Gebeine herum. Was an Denkmälern inzwischen nicht gestohlen ist, hat man mutwillig zerstrümmert. Viele wertvolle Steine aber sind abmontiert, aufgeladen und nach Polen transportiert worden. Einige ‚umgearbeitete' Lycker Grabdenkmäler habe ich zum Beispiel in Grajewo gesehen! Von dem Judenfriedhof ist gar nichts mehr zu sehen. Er ist eingeebnet worden.



Lyck / Partie an der Suermondtbrücke

Was ist sonst noch aus Lyck zu berichten, das von den Polen in „Elk" umbenannt worden ist. Die kommunistischen Funktionäre hier haben — wie man selbst von ihnen hören kann — vor einigen Jahren noch große Hoffnung auf eine sogenannte „Patenschaftsaktion von Lublin für Lyck" gesetzt. Heute spricht kein Mensch mehr davon, und die damals großsprecherisch verkündeten Pläne schlummern in den Regalen der Verwaltung. Lublin hat außer schönen Worten nichts für Lyck übrig gehabt! Aus Lublin sind weder Siedler noch Material gekommen. Vor allem aber kam es nicht zu der „Patenschaftshilfe beim Wiederaufbau". Damals hieß es, Lubliner Architekten würden die neue Bebauung der zerstörten Grundstücke in Lyck ausarbeiten. Tatsächlich aber haben die Polen in Lyck gar nichts davon gesehen. Siedler benötigte man für das Kreisgebiet, und das Material war dringend für den Aufbau notwendig. Da beides nicht kam, ist der Aufbau vollständig in der Planung steckengeblieben.

Heute weisen die Polen gerne daraufhin, daß Lyck im Jahre 1960 mehr Einwohner als im Jahre 1939 habe. Das stimmt. Doch man muß auch die Hintergründe kennen. Ich nannte Euch vorhin einen Ort, der eingemeindet worden ist. Und so gibt es noch weitere Orte. So kommt es, daß Lyck heute 22 000 anstelle früher 16 200 Einwohner hat. Das Interessanteste aber erfuhr ich auf der Milizstelle selbst, als ich mich nach der Einwohnerzahl erkundigte: die Polen rechnen bei jeder Volkszählung 3000 Mann „Stamm-Personal" der militärischen Garnison regelmäßig mit zu der Lycker Einwohnerzahl! Berücksichtigt man also die Faktoren Eingemeindung und das Mitzählen von 3000 Soldaten, so kommt man auf die wirkliche zivile Einwohnerzahl.

Klar ist weiterhin, daß in dieser Stadt — wo jetzt im Stadtgebiet von 1939 etwa 17 000 Polen leben — eine fürchterliche Enge herrscht. Man staunt, wenn man sieht, wieviel Menschen in kleine Häuser und Wohnungen hineingestopft worden sind. Und eines darf man weiter nicht vergessen: außerhalb Lycks in den nicht eingemeindeten Dörfern fehlen die Polen, die in Lyck selbst zuviel sind! Es hat also polnischerseits nur eine Besiedlung der Kreisstadt gegeben, aber keine Besiedlung des Kreises! Dort leben wesentlich weniger Menschen auf dem Quadratkilometer als vor dem Kriege! Die Polen aber wissen selbst, daß sie Ostpreußen nicht von einigen Kreisstädten aus ‚erobern' können, sondern nur, wenn es ihnen gelingt, die ländliche Siedlung zu verwirklichen. Das aber ist ihnen nicht gelungen! Lyck ist ein Beispiel dafür!"

Südostpreußen „wartet auf Ansiedler"

Viele leerstehende Bauernhöfe befinden sich in Südostpreußen und „warten auf Ansiedler", berichtet das Organ der regionalen örtlichen Nationalräte „Rada Narodowa". Dem Bericht zufolge handelt es sich allein in den Landkreisen Ortelsburg, Mohrungen, Heilsberg und Rastenburg um insgesamt 255 Wirtschaften, die sofort übernommen werden können. Im einzelnen befinden sich im Landkreis Ortelsburg ca. 80 „freie Wirtschaften, im Landkreis Morungen 70 Wirtschaften, im Landkreis Rastenburg 61 Wirtschaften und im Landkreis Heilsberg 44 landwirtschaftliche Betriebe in einer Größe von je zehn bis zwanzig Hektar Land. Sämtliche 255 unbesetzten Gehöfte sollen schnellstens verkauft werden, wobei der Bodenpreis 4000 bis 8000 Zloty je Hektar beträgt, was als „sehr günstig" bezeichnet wird.

In dem „Rada Narodowa"-Bericht wird darauf hingewiesen, daß allein in einem „mustergültig" aufgebauten Dorf im Landkreis Heilsberg 17 Höfe zur Verfügung stehen. Wie der polnische Berichterstatter bemerkt, hat die Abteilung für Landwirtschaft beim Präsidium des Nationalrates der Wojewodschaft Warschar eine Fahrt nach Südostpreußen zu dem Zweck veranstaltet, die die landwirtschaftlichen Grundstücke sowie die Ansiedlungsmöglichkeiten „genau kennenzulernen".

Zehnjahresbilanz der Bauernsiedlung

Über 500 000 Hektar werden von Vertriebenen bewirtschaftet / Niedersachsen an erster Stelle

Eine umfassende Statistik über die Seßhaftmachung der vertriebenen Landwirte, die das Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte soeben veröffentlicht hat, gibt einen Überblick über die Siedlungsmaßnahmen der verflossenen zehn Jahre und ihre praktischen Ergebnisse. Die Statistik erstreckt sich auf den Zeitraum vom 1. Juli 1949 bis zum 30. Juni 1959. Ihr Fazit ist:

110 076 landwirtschaftliche Betriebe mit insgesamt 503 509 Hektar wurden an Vertriebene und Flüchtlinge übergeben; 547 128 Personen aus Ost- und Mitteldeutschland konnten wieder auf dem Lande seßhaft gemacht werden.

Landschaftliche Aufteilung

Mehr als die Hälfte der Agrarbetriebe von Vertriebenen und Flüchtlingen — nämlich 53,3 Prozent — liegt in den Hauptflüchtlingsländern Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Bayern.

Im einzelnen ergibt sich folgendes Bild: In Niedersachsen befinden sich 28,3 Prozent aller dieser Betriebe mit 31,5 Prozent der Gesamtfläche. In Nordrhein-Westfalen sind 16,6 Prozent der Vertriebenen- und Flüchtlingsbetriebe mit 10,7 Prozent der Fläche, in Baden-Württemberg 14,5 Prozent der Betriebe und 6,9 Prozent der Fläche, in Bayern 12,5 Prozent mit 21 Prozent der Fläche, in Schleswig-Holstein ebenfalls 12,5 Prozent mit 15,7 Prozent der Fläche und in Hessen 9,5 Prozent der Betriebe und 8,4 Prozent der Fläche. 4,9 Prozent aller Vertriebenen- und Flüchtlingshöfe und 5,2 Prozent der Fläche liegen in Rheinland-Pfalz, 0,7 Prozent mit 0,3 Prozent der Fläche in Bremen, 0,4 Prozent mit 0,3 Prozent der Fläche in Hamburg und 0,1 Prozent der Betriebe in West-Berlin.

Kleinbetriebe überwiegen

Die Aufteilung der Betriebe nach Größenklassen ergibt, daß 65 825, also 68,9 Prozent der Gesamtzahl, Nebenerwerbsstellen und Kleinbetriebe bis zu zwei Hektar sind. Bei 16 795 oder 15,2 Prozent handelt es sich um kleinbäuerliche Betriebe bis zu zehn Hektar und bei 17 456 oder 15,9 Prozent um Vollbauernstellen über zehn Hektar. Die höchsten Anteile der Betriebe bis zu zwei Hektar an der jeweiligen Gesamtzahl der Betriebe eines Landes ergeben sich — abgesehen von den Stadtstaaten Hamburg und Bremen — für Baden-Württemberg mit 80,4 Prozent, Nordrhein-Westfalen mit 78,1 Prozent und Schleswig-Holstein mit 71,4 Prozent. In Niedersachsen beträgt der Anteil 70 Prozent. In Bayern ist er mit 38,4 Prozent am geringsten.

Siedlung, Kauf, Pacht, Heirat

Mehr als die Hälfte aller Flüchtlings- und Vertriebenenbetriebe — nämlich 55 480 oder 50,4 Prozent — sind im Siedlungsverfahren übernommen worden. 16 456 Betriebe oder 15 Prozent sind im Pachtwege, 31 488 oder 28,6 Prozent im Wege des käuflichen Erwerbs und 6652 oder sechs Prozent durch Einheirat in die Hände von Vertriebenen und Flüchtlingen gelangt. Die Fläche verteilt sich mit 91 639 Hektar (18,2 Prozent) auf die im Siedlungsverfahren, mit 234 282 Hektar (46,5 Prozent) auf die im Pachtwege, mit 98 756 (19,6 Prozent) auf die im Wege des käuflichen Erwerbs und mit 78 832 Hektar (15,7 Prozent) auf die durch Einheirat übernommenen Betriebe. 12 519 Betriebe von Vertriebenen und Flüchtlingen (11,4 Prozent) sind auf auslaufenden Höfen, 3934 (3,6 Prozent) auf stillgelegten Höfen und 93 624 (85 Prozent) auf sonstigen Grundstücken angesetzt worden.



Das Sommersemester an der Siedlerschule Katlenburg (staatl. anerkannte Landw. Ergänzungsschule) beginnt am 25. April und dauert bis 22. Oktober 1960. Neben dem Fachunterricht sind Sonderkurse (4-wöchiger Landmaschinenlehrgang, 10tägige Lehrfahrt ins Ausland) vorgesehen. Aufnahmebedingungen: Nachweis des Besuches einer Landwirtschaftsschule oder des 1. Wintersemesters einer Landwirtschaftsschule mit gutem Erfolg. Berufsaussichten: Siedlungsfähigkeit für Vollbauernstellen — Verwaltung größerer bäuerlicher Betriebe — Nach Sonderkursen Einsatzmöglichkeiten im Genossenschaftswesen, im Pflanzenschutz, in der Milchwirtschaft, im Landmaschinenwesen, als Kulturtechniker. Nach entsprechender landwirtschaftlicher Tätigkeit Landwirtschaftsmeisterprüfung.

Die ländlich-hauswirtschaftliche Frauenschule (staatl. anerkannte Landfrauenschule Unterklasse) Katlenburg/Harz (mit Abschlußprüfung) beginnt den nächsten Jahreslehrgang am 20. 4. 1960. Abschluß Ende März 1961.

Die Aufnahmebedingungen sind: 3jährige Lehre oder ländlich-hauswirtschaftliche Praxis.

Berufsaussichten: Wirtschafterin, Wirtschafts- und Heimleiterin, Beratungstechnikerin, Haushaltspflegerin. Nach entsprechender Tätigkeit in der praktischen Landwirtschaft Prüfung zur Meisterin der ländlichen Hauswirtschaft.

Prospekte und Aufnahmeanträge sind umgehend bei der Verwaltung der Siedlerschule/Ländlich-hauswirtschaftliche Frauenschule Katlenburg/Harz, Krs. Northeim (Han.) anzufordern.

Ausbildungshilfen für Minderbemittelte, Ostvertriebene und Zonenflüchtlinge können auf Antrag gewährt werden.

Goldenes Doktorjubiläum

Dr. Adolf Poschmann — Rößel

Der letzte Direktor des altehrwürdigen Rößeler Gymnasiums, der berühmten ermländischen Bildungsstätte, Dr. Adolf Poschmann, konnte am 14. März sein goldenes Doktorjubiläum begehen.

Der Jubilar, der im Januar dieses Jahres 75 Jahre alt wurde, stammt aus einer seit nachweislich 400 Jahren im Ermland ansässigen Familie, nach seiner Gymnasialzeit in Braunsberg studierte er in Innsbruck, Berlin, München und Königsberg. Nach vorübergehender Tätigkeit als Kandidat in Königsberg und Wehlau war er fast ein Jahrzehnt an der deutschen Oberschule in Madrid, zuletzt als deren Leiter tätig; dann kehrte er in seine ostpreußische Heimat zurück. 1920 wurde ihm als damals jüngstem Studiendirektor Ostpreußens die Leitung des Staatl. Gymnasiums in Rößel übertragen. Über 20 Jahre lang hatte er dieses Amt inne, bis er im Januar 1945 seinen Wirkungskreis verlassen mußte. Er war ein hervorragender Pädagoge, ein Lehrer mit Leib und Seele, der zu begeistern wußte. Das bewies er auch noch nach der Vertreibung an seiner neuen Wirkungsstätte der Staatl. Aufbauschule in Rüther/Westf.

Dr. Poschmann ist außerdem als Heimatforscher mit zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten hervorgetreten, aus deren Reihe vor allem die 1937 erschienene Rößeler Stadtgeschichte („600 Jahre Rößel — Bilder aus alter und neuer Zeit") hervorgehoben werden soll.

Der Jubilar lebt heute nach seiner Pensionierung in Lippstadt/Westf., er leitet den Fördererkreis des Kreises Rößel und ist für zahlreiche Zeitungen und Zeitschriften als Mitarbeiter tätig.

Reseliensis

Treffen Königsberger Schulgemeinschaften in Hannover

Königin-Luise-Schule und Bessel-Oberrealschule

Die ehemaligen Schülerinnen und Schüler der Königin Luise-Schule und der Bessel-Oberrealschule Königsberg/Pr. treffen sich auch in diesem Jahr wieder am Pfingstsonntag in Hannover-Kleefeld, und zwar ab 14 Uhr in der Gaststätte „Weißer Schwan", Scheidestr. 21 (am Kantplatz — Tel. 5 21 22). Das Lokal ist zu erreichen mit der Straßenbahn Linie 6 ab Hauptbahnhof (Haltestelle Kantplatz) oder mit dem Wagen Autobahn-Abfahrt Hannover-Ost, dann Richtung Messe über Messeschnellweg bis Kantplatz.

Die bisherigen erfreulich gut besuchten Treffen unserer Ehemaligen lassen auch in diesem Jahr wieder auf eine starke Beteiligung hoffen. Damit keine Unterbringungsschwierigkeit entsteht wird daher um sofortige Teilnahmemeldung (Quartierwünsche mit Angabe der Preisklasse und Anzahl der Übernachtungen) an Wolfgang Lange, Hannover, Wissmannstraße 14, Telefon 8 26 14, gebeten.

Kameradschaft Luftgau I

Anschrift: Wilhelm Gramsch, Celle, Waldweg 83, Ruf 4734.

Das für dieses Jahr vorgesehene große Soldatentreffen ostpreußischer Truppenteile und Dienststellen muß wegen besonderer Umstände ausfallen. Es findet aber, wie bisher, in Göttingen am 4. September am Ehrenmal im Rosengarten die herkömmliche Feier in Verbindung mit der Landsmannschaft Ostpreußen mit einem Feldgottesdienst, Ansprache, Totenehrung und Kranzniederlegung statt. Die Kameradschaft wird hierbei vertreten sein.

Ferner nehmen wir teil am Bundestreffen der Landsmannschaft Ostpreußen in Düsseldorf am 10. Juli.

Nähere Einzelheiten zu diesen Veranstaltungen können erst zu einem späteren Zeitpunkt bekanntgegeben werden.

Alle Anfragen bitten wir an die oben angegebene Anschrift des Schriftführers W. Gramsch zu richten.

Rund eine Million Binnen-Umsiedler

Im Zeitraum von 1949 bis zum 31. Dezember 1959 sind insgesamt 971 953 Vertriebene, Flüchtlinge und Evakuierte aus den Hauptflüchtlingsländern Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Bayern in andere Bundesländer umgesiedelt worden. Damit sind die vier Umsiedlungsprogramme, die insgesamt 1,05 Millionen Menschen erfassen, zu 92,6 Prozent erfüllt worden. Jetzt müssen noch 78 047 Menschen umgesiedelt werden.

Die meisten Umsiedler hat Schleswig-Holstein abgegeben, nämlich mit 404 675 Personen 41,6 Prozent der Gesamtzahl. Mit 315 798 Umsiedlern oder 32,5 Prozent folgt das Land Niedersachsen, während das Land Bayern 251 480 Menschen — das sind 25,9 Prozent der Gesamtzahl der Umsiedler — abgegeben hat.

Unter den Aufnahmeländern steht Nordrhein-Westfalen mit 479 990 Umsiedlern an der Spitze; es muß jetzt noch für 39 910 Vertriebene, Flüchtlinge und Evakuierte im Rahmen der Umsiedlungsprogramme Platz schaffen. Das Land Baden-Württemberg, das 267 590 Umsiedler aufgenommen hat, erwartet noch 17 210 Personen. Im Lande Rheinland-Pfalz haben 122 722 Menschen eine neue Heimat gefunden; weitere 3278 werden folgen. In Hamburg sind 54 479 Umsiedler untergebracht worden; 9671 werden noch einströmen. In Hessen leben von den Umsiedlern 33 771, während 6779 noch zuziehen werden. In Bremen wurden 13 401 eingewiesen; 2099 Umsiedler werden noch erwartet.

Bessere Auszahlungsbestimmungen

Eine wesentliche Verbesserung für die Auszahlungen der Hauptentschädigung nach dem Lastenausgleichsgesetz bringt eine Neufassung, die am Wochenende vom Präsidenten des Bundesausgleichsamtes im Bundesanzeiger veröffentlicht wurde.

Danach erhalten Geschädigte oder deren Erben eine Hauptentschädigung bis zum Höchstbetrag von 5000 DM, wenn sie das 70. Lebensjahr im Kalenderjahr vollenden oder noch älter sind. Der Präsident des Bundesausgleichsamtes kann bis um fünf Jahre unter dieses Lebensalter gehen.

Für die Berechtigten, die im jeweiligen Kalenderjahr das 80. Lebensjahr vollenden oder noch älter sind, sieht die Neufassung die Auszahlung der Hauptentschädigung bis zum Höchstbetrag von 50 000 DM vor.

„Zehn Jahre Lastenausgleich"

Mit dem Titel „Zehn Jahre Lastenausgleich" hat der Präsident des Bundesausgleichsamtes eine Broschüre herausgegeben, die einen Zwischenbericht über die Entwicklung des Lastenausgleichs erstattet. Die Broschüre, die 144 Druckseiten und 20 ganzseitige graphische Darstellungen umfaßt, ist zum Selbstkostenpreis von 2,50 DM bei der Bundesdruckerei in Frankfurt am Main, Intzestraße 1, zu beziehen.

Keine Personenstandsurkunden für „Republikflüchtige"

In Fällen sogenannter „Republikflucht" übersenden die für das Personenstandswesen zuständigen Stellen der sowjetischen Besatzungszone den Geflüchteten keinerlei Personenstandsurkunden mehr. Über die Flucht werden sofort Vermerke in die Personenstandsbücher der Zone eingetragen.

Hingegen werden allen anderen Berechtigten aus der Bundesrepublik und West-Berlin Urkunden über in der Zone eingetretene und dort beurkundete Personenstandsfälle übersandt. Es empfiehlt sich jedoch, sich unmittelbar an den „Beauftragten für das Personenstandswesen" der betreffenden Stadt- oder Landgemeinde zu wenden, da Anforderungen der westdeutschen Standesämter in den seltensten Fällen stattgegeben wird.

Wir gratulieren!

Goldene Hochzeit

Eheleute Emil **Guhske** und Gertrud geb. Melchert aus Darsen, Krs. Schlachau (Westpr.) am 4. März in Bornum, Gerhart Hauptmann-Straße.

90. Geburtstag

Albert **Siegmund** aus Vogelsang, Krs. Heiligenbeil am 10. März in Westerstede (Oldb.), wo er bei einer seiner Töchter bei körperlicher und geistiger Frische seinen Lebensabend verbringt.

77. Geburtstag

Wwe. Wilhelmine **Wölke**, geb. Hardt aus Kernsdorf, Krs. Osterode/Ostpr. am 8. April in Bornhausen 118 üb. Seesen/Harz.

April-Geburtstagskinder in Flensburg

Minna **Acktun** aus Peterswalde, Kr. Wehlau, heute in Flensburg wohnh. in der Fruerlunderstraße 6, am 2. April 75 Jahre.

Karoline **Hömke** aus Kalen, Kr. Samland, wohnh. Voigtstr. 36, am 3. April 85 Jahre.

Johanna **Neumann** aus Königsberg/Pr., wohnh. Mathildenstr. 6, am 3. April 93 Jahre.

Artur **Liebe** aus Antonswiese, Kr. Elchniederung, wohnh. Friesische Straße 79, am 5. April 81 Jahre.

Otto **Voss** aus Gilge, Kr. Labiau, wohnh. Am Bauernhof 2, am 7. April 80 Jahre.

Berta **Müller** aus Pillau, wohnh. DRK-Heim, am 11. April 88 Jahre.

Sophie **Brunzlow** aus Gerdauen, wohnh. Klues, Schulstr. 7, am 12. April 84 Jahre.

Elise **Latt** aus Cranz, wohnh. DRK-Heim, am 18. April 86 Jahre.

Franz **Perrey** aus Königsberg/Pr., wohnh. Fruerlundlücke 9, am 22. April 81 Jahre.

Georg **Uhlmann** aus Prostken, Kreis Lyck, wohnh. Burghof 6, am 22. April 70 Jahre.

Marie **Sassor** aus Freidorf, wohnh. Husumer Str. 87, am 23. April 89 Jahre.

Elisabeth **Roddek** aus Cranz, wohnh. DRK-Heim, am 23. April 83 Jahre.

Karl **Schleg** aus Labiau, wohnh. Junkerholweg 10, am 24. April 70 Jahre.

Antonie **Schäfer** aus Auer, Kr. Mohrungen, wohnh. Mühlenholz 41, am 29. April 70 Jahre.

Luise **Kuhnke** aus Insterburg, wohnh. Blücherstraße 15, am 30. April 83 Jahre.

Das Heimatblatt „Ostpreußenwarte" wünscht allen Jubilaren recht viel Glück und auch weiterhin beste Gesundheit.

AUS UNSERER BÜCHERKISTE

Liebe Leseratten!

Sagt euch der Name Narnia etwas? Narnia, so heißt das überaus merkwürdige und geheimnisvolle Land, dessen nähere Bekanntschaft Ihr in den folgenden vier Büchern machen könnt, die ein bekannter englischer Romanschriftsteller für Kinder von etwa neun Jahren an geschrieben hat.

Narnia sucht man vergebens auf der Landkarte, es liegt außerhalb unserer gewohnten Welt — und es mag sein, daß man vom Vorhandensein dieses Landes gar nichts wüßte, wenn nicht die Kinder Digory und Polly eines Tages unter höchst sonderbaren Umständen dorthin gelangt wären. Sie erleben die Gründung des Reiches Narnia durch den Löwen Aslan mit; sie sind leider nicht ganz unbeteiligt daran, daß die böse Hexe Jadis in Narnia Fuß fassen kann; aber sie bestehen die vielen phantastischen Abenteuer in dieser und der anderen Welt mit Anstand und Herz. Lest mehr darüber in dem ungewöhnlichen Buch:

C. S. Lewis: **DIE GEHEIMNISVOLLE TÜR.** Mit zahlreichen Illustrationen von R. Seewald. Verlag Herder, Freiburg. 158 S., Hln. DM 6,80.

Jahrzehnte später geraten wiederum ein paar Erdenkinder nach Narnia, diesmal sind es die Geschwister Lucy, Edmund Suse und Peter. Unterdessen hat die Hexe Jadis in dem einst blühenden Reich ein Schreckensregiment errichtet. Ewiger Winter bedeckt das Land, alle ihre Gegner verwandelt die Hexe in Steinfiguren. Auch der kleine Edmund fällt ihr um Haaresbreite zum Opfer. Aber die Geschwister und Aslan, der Löwe, retten ihn und das ganze Land vor dem sicheren Verderben. Wie das geschieht und welch hohen Preis es — beinahe — kostet, das erfahrt Ihr in dem zweiten Band der Narnia-Reihe:

C. S. Lewis: **DIE ABENTEUER IM WANDSCHRANH.** Mit Zeichnungen von Richard Seewald. Verlag Herder, Freiburg. 136 S., Hln. DM 5,80.

Narnia ist die Heimat des jungen Schesta. Man hat ihn als kleines Kind geraubt und in die Fremde verschleppt., dort dient er nun einem Fischer als Sklave. Aber eines Abends entflieht er seinem Herrn und versucht auf gut Glück, sich nach dem fernen Narnia durchzuschlagen. Unterwegs trifft er mit dem Fürstenkind Aravis zusammen, das wie er auf der Flucht ist. Gemeinsam erreichen die beiden Narnia, und gemeinsam bewahren sie das Land vor großer Gefahr. Wer gern spannende Geschichten liest, kommt auch bei diesem Narnia-Band ganz bestimmt auf seine Rechnung!

C. S. Lewis: **DER RITT NACH NARNIA.** Illustriert von R. Seewald. Verlag Herder, Freiburg. 176 S., Hln. DM 6,80.

Ein böser König ist in Narnia an die Macht gekommen. Prinz Kaspian, der rechtmäßige Thronfolger, und alle seine Anhänger werden grausam verfolgt. Da erhalten sie unversehens Hilfe von Lucy und ihren drei Geschwistern, die zusammen mit dem Löwen Aslan dafür sorgen, daß in ihrem Land wieder Gerechtigkeit, Friede und Ordnung einziehen. Wie alle Narnia-Bände, so handelt auch dieser vierte und letzte von dem uralten und doch immer wieder auf neue Art geführten Kampf zwischen Gut und Böse.

C. S. Lewis: **DIE UNVERHOFFTE WIEDERKEHR.** Mit Zeichnungen von Richard Seewald. Verlag Herder, Freiburg. 160 S., Hln. DM 6,80.

Zurück aus Narnia in unsere eigene Welt! Alle großen und kleinen Pferdefreunde (so von zwölf Jahren an) möchte ich auf ein kürzlich erschienenes Buch hinweisen, an dem sie bestimmt Freude haben werden. Es geht um Tyrol, einen stolzesten Lippizanerhengste aus der weltberühmten Spanischen Hofreitschule in Wien. Kurz vor dem Ende des zweiten Weltkrieges muß die Hofreitschule aus der gefährdeten Stadt evakuiert werden. Wie Tyrol unterwegs verloren geht, wie er in den Alpen umherzigeunert, wie sein junger Betreuer Bert ihn nach verzweifelter Suche wiederfindet, und wie zuguterletzt die vom Untergang bedrohte Spanische Hofreitschule doch wieder zu neuem Glanz ersteht — diese bewegte und zu Herzen gehende Geschichte einer großen Freundschaft zwischen Mensch und Tier findet Ihr in dem hervorragend illustrierten Buch:

Unio Modin: **TYRON, DER LIPIZZANERHENGST.** Illustrationen von W. M. Busch. Sebaldus-Verlag Nürnberg. 136 S., Leinen DM 9,80.

Weil wir gerade beim Sebaldus-Verlag sind, dort habe ich ein lustiges Buch entdeckt, das ich gern (und natürlich nicht ohne Hintergedanken) allen Liebhabern von Detektiv-Schmökern in die Hand drücken möchte. Warum? Das verrate ich nicht! Kombiniere aber: Wenn Ihr die Geschichte des jugendlichen Amateur-Detektivs Paule Weller gelesen habt, werdet Ihr die Antwort selbst finden.

Wolfgang Lipp: **DER DREIGROSCHENDETEKTIV.** Illustrationen von Roland Dörfler. Sebaldus-Verlag Nürnberg. 108 Seiten, Glanzbd. DM 3,40.

Und nun wende ich mich wieder an unsere jüngsten Leseratten. Für sie habe ich diesmal etwas ganz Besonderes. Es sind drei entzückende Kinderbücher von dem schwedischen Schriftsteller Hans Peterson, und die Hauptrolle in allen dreien spielt der kleine blonde Matthias, ein Bub, mit dem Ihr sicher bald gut Freund sein werdet.

Matthias ist sieben Jahre alt und sehr einsam, denn er hat keine Geschwister und keine Spielkameraden. Da schenkt Martin, der große Martin, ihm eines Tages ein richtiges, lebendiges Eichhörnchen. Nun wird auch für Matthias das Leben mit einemmal fröhlich und voller Abenteuer! Dieses Buch ist so schön, daß sein Verfasser dafür den Deutschen Jugendbuchpreis des Jahres 1959 bekommen hat.

Hans Peterson: **MATTHIAS UND DAS EICHHÖRNCHEN.** Mit vielen Zeichnungen von Ilon Wikland. Verlag Friedrich Oetinger Hamburg. 143 S. Hln. DM 5,80.

Marie ist das Pferd des alten Lindberg. Weil der alte ins Krankenhaus muß, ist plötzlich niemand da, der für Marie sorgt. Wirklich niemand? Matthias und sein großer Freund Martin nehmen sich des armen Pferdes an, und bevor sie richtig wissen, wie es zugeht, sind sie die besten Kameraden: die beiden Jungen, der kleine und der große, und Mari, das Pferd. Ein reizendes Buch, so reizend wie die vielen schönen Zeichnungen, mit denen es ausgestattet ist!

Hans Peterson: **MATTHIAS, MARTIN UND MARI.** Illustriert von Ilon Wikland. Verlag Friedrich Oetinger, Hamburg. 143 S., Hln. DM 6,80.

Auch im dritten Matthias-Buch spielt ein Tier an wichtiger Stelle mit, diesmal ein Hund namens Max. Und Matthias muß mit seinen Eltern in die Sommerwetterstraße übersiedeln. Und es gibt eigentlich nichts, was mit Motorradfahrern zu vergleichen wäre. Und eine Bootsfahrt, wie Matthias sie mit Max unternimmt, ist auch nicht ohne. Und überhaupt geschehen allerlei aufregende Dinge in diesem Buch, das sich genau so herrlich liest wie die beiden anderen Matthias-Bücher.

Hans Peterson: **MATTHIAS HAT SEINEN GROSSEN TAG.** Illustriert von Ilon Wikland. Verlag Friedrich Oetinger, Hamburg. 143 S., Hln. DM 6,80.

So, meine lieben Leseratten, genug für heute! Ich wünsche Euch allen frohe Ostertage und bin mit einem herzlichen Gruß -

Euer Otfried Preußler

Wußtest Du schon . . .

. . . daß vor 300 Jahren Ostpreußen durch den Friedensvertrag von Oliva, der den ersten Nordischen Krieg beendete, endgültig an Brandenburg-Preußen fiel?

. . . daß das deutsche Siebenbürgen nach den Ereignissen seiner Gründerzeit eigentlich „Sechsbürgen" heißen müßte? Der Deutsche Ritterorden, der hier zu Beginn des 13. Jahrhunderts Grenzwacht gegen die wilden Kumanen hielt, baute nämlich im ersten Anlauf nicht sieben, sondern nur sechs Burgen: Die Marienburg, Kreuzburg Brassoviaburg, Schwarzburg bei Zeiden, Dietrichsburg und die Heldenburg. Die Rosenauer Burg — die siebente — ist dagegen eine Bürgerburg aus späterer Zeit.

. . . daß zu ihrer Zeit die Hanse ein zaristisches Privileg besaß, mit Rußland nicht nur von den Ostseehäfen aus Handel zu treiben, sondern auch über die nordrussischen Eismeer- und Weißmeerstädte?



Die Kogge

Jugend- und Kinderbeilage der Ostpreußen-Warte

Nummer 4 — April 1960

Nur wer die Herzen bewegt, bewegt die Welt

Nicht was die Dinge wirklich sind, sondern was sie für uns, in unserer Auffassung sind, macht uns glücklich oder unglücklich.

SCHOPENHAUER

Nicht auf Kenntnisse allein, sondern auf Charakter und Triebe, auf die menschliche Brust ist die Wirksamkeit und der Wert, das Glück oder Unglück unseres Lebens gebaut.

HERDER

Es kann sein, daß nicht alles wahr ist, was ein Mensch dafür hält, denn er kann irren, aber in allem, was er sagt, muß er wahrhaft sein, er soll nicht täuschen.

KANT

Ohne Glauben können wir selbst die Schöpfung und die Natur nicht verstehen.

HAMANN

Die Fehler der Erziehung pflanzen sich in unsere gesellschaftlichen Verhältnisse fort.

FORSTER

Die Guten sind es, die das Leben fortführen und bewahren.

WIECHERT

Eine Mutter hat immer recht. Sie hat zuviel gelitten, als daß es anders sein könnte.

SUDERMANN

Im harmonisch gebildeten Menschen reimt sich alles zur Harmonie, während im Narren auch die Weisheit zu Aberwitz wird.

GOLTZ

Es ist dem, der seinen Durst aus der Quelle stillen kann, unverständlich, wie der Arme, der nur Tropfen aus Scherben bekommt, diese als Labsal preisen kann.

AMBROSIUS

Anständig sein macht nicht immer Spaß — muß aber doch sein.

WOLFF

Aus „Nur wer die Herzen bewegt, bewegt die Welt", Kleine Lebensweisheiten. 366 Sinnsprüche von über 70 bedeutenden ostdeutschen Persönlichkeiten. Aufstieg-Verlag, München.



DER SCHÄFER / Zeichnung von Hanna Nagel

DIE HEIMAT IST DIE PFORTE, DURCH DIE UNS DAS EWIGE IN DAS ZEITLICHE ENTLIESS; UND UNSERE HEIMATLIEBE IST DIE SEHNSUCHT NACH DEM EWIGEN.

August Winnig

Der Frühling kam / Von Rudolf Naujok

Der Frühling kam und machte die Welt wieder bunt. Das Haff sah noch grau aus von dem aufwühlenden Erlebnis des Eisganges, aber von Tag zu Tag schaute es freundlicher in die Fenster der Fischerhütten.

Eines Nachmittags saß Maricke auf der Bank im Garten. Die Fliedersträucher hatten schon dicke Knospen, und zwischen den Latten des Zaunes erhoben sich die ersten Spitzen grünen Grases.

Pietsch III, der Bürgermeister, kam die Dorfstraße entlang, und als er Maricke sah, trat er ohne Umschweife durch die knarrende Gartentür und setzte sich zu ihr auf die Bank.

Eine Weile war es still. Er holte sich umständlich das Ziegenhorn aus der Tasche, korkte es auf, schüttete sich ein wenig Schnupftabak auf die geballte Faust und nahm mit wohligem Behagen und vielfachem Geschnuppere eine ordentliche Prise. Dann blinzelte er über das Haff und steckte das Ziegenhorn wieder ein.

Wenn der Bürgermeister diese Zeremonien aufführte, so war das der Auftakt zu einer gewichtigen Rede. Das wußte jedermann im Dorf. Aber er ging nicht geradewegs auf sein Ziel los, sondern blickte ein wenig trübe auf die Düne, die jetzt so sanft im Abendlicht dalag.

„Der Sturm im Herbst hat uns nicht bloß deinen Mann genommen. Der Teufel auch! Er hat uns ganze Fuder Sand ins Dorf gekarrt. Beim Schneider Bittens steht die Düne schon am Fenster, und seine Kirschbäume stecken bis zu den ersten Ästen bereits im Sand. Was sollen wir denn machen, wenn es so weitergeht?"

Martin trat derweilen auch in den Garten und hörte die letzten Worte des Bürgermeisters. Er hob sein Gesicht zur Düne empor und spürte in diesem Augenblick, daß sie, die dort so ruhig im Abendsonnenschein lag, das Schicksal des Dorfes war.

„Komm, Martin, setz' dich her", sagte der Bürgermeister, „is ganz gut, daß du dabei bist. Bist ja schon ein großer Jung'. Kannst alles mit anhören, besonders, wenn's über dein eigenes Fell hergeht."

Maricke zog ein wenig die Stirnfalten an. Sie fürchtete, daß sich Jons hinter den Bürgermeister gesteckt haben könnte und das die alte Leier losgehen würde: Gib ihn mir aufs Haff!

Aber der Bürgermeister ließ sich Zeit, nahm wieder eine Prise und begann in seiner Art zu philosophieren.

Sieh mal, Maricke, so is es nu. Der Alte da oben macht mit uns, was er will. Er gibt, was er will, und nimmt, was er will. Und wir hopsen wie Korkstücke am Netz auf dem tobenden Lebensmeer. Aber untergehen, — er strich ihr sanft über die Hand — „untergehen tun wir nich!"

Maricke dachte: „Das ist leicht sagen, wenn man vom Schiksal nicht betroffen ist." Doch spürte sie seine gute Absicht.

Er wischte sich den hervorquellenden Schniefke von der Nase und fuhr fort: „Ich habe gehört, Maricke, der Jung', der Martin, soll nu partu nich Fischer werden. Tjä, is ne koddrige Sache! Wo er fast mit Fischflossen geboren is und man ihm bloß anzuglupen braucht, um festzustellen, daß er ei'ntlich in'n Kahn reingehört. Verdamm mich!"

„Aha", dachte Maricke. Aber sie wurde nicht auffahrend wie damals beim Jons, sondern sagte ruhig: „Wenn man bloß einen übrig behalten hat, schickt man ihn nicht aufs Wasser, wo keine Balken sind."

„Stimmt, Maricke, Balken sind da keine, aber Fische, und die sind auch ganz schön, wenn man nich viel inne Schüssel drin hat. Irgendwas muß der Lausangel doch lernen. Ewig kann er ja nich auf dem Hof herumpusseln!"

Er schwieg eine Weile und dacht daran, daß Maricke schon lange keine Steuern bezahlt hatte. Wovon sollte sie auch? Ihre Lage war so, daß sie mit Recht die Gemeinde um eine Unterstützung angehen konnte. Sie hatte es bisher nicht getan, und das rechnete ihr der Bürgermeister hoch an. Sie war schon eine Frau, die Maricke! Schade, daß sie in letzter Zeit immer so traurig und geistesabwesend dasaß. Doch das war schon zu verstehen, ganz gewiß. Früher, als er noch jünger war, hatte er mit ihr oft getanzt, auf der Fischerregatta oder am Johannisabend.

„Ja, etwas wird er wohl lernen müssen", sagte Maricke.

„Da will ich dir mal was sagen, Maricke, und das soll'n Wort sein. Hast du was dagegen, daß ich den Bengel zu meinem Gemeindehirten mache?"

Maricke war überrascht, aber dann leuchtete ihr der Vorteil dieses Vorschlages sofort ein. Ehe sie antworten konnte, sprang Martin auf und sagte unwillig: „Hirte... Dorfhirte... niemals! Ich... ich tauge nicht dazu... ich habe keine Lust dazu... ich will aufs Wasser!"

„Da haben wir den Salat. Er will aufs Wasser, der Mußjöh. Was der Bürgermeister sagt und was die Mutter dazu denkt, das soll wohl ganz in den Wind geschlagen sein?"

„Das is mir nuscht... ein Hirte.. viel zu langweilig dort auf der Palwe und in der Supes... das können auch andere machen!"

„Auch andere! Na, da hört doch alles auf!" Pietsch III bekam einen roten Kopf, richtete sich auf und fuhr ihn an: „Du Lausebengel, weißt du überhaupt, was du sagst? Ist es dann eine Schande, Kühe zu hüten? War nich der König David ein Hirte... und fast alle Propheten und Könige! Und die Hirten auf dem Felde... waren die am Ende nuscht?"

„Ja... damals... aber heute!" stotterte Martin.

„Und ich selbst... ich bin auch Hirte gewesen, jawoll, Gemeindehirte hier in Niegeln, und es war meine schönste Zeit, das kann ich dir bloß sagen!"

Er schwieg erschöpft und sah auf Maricke, was die wohl dazu meinen würde.

Sie hatte die Stirn etwas kraus gezogen, wie sie es immer tat, wenn ihr etwas nicht paßte, und sagte zu Martin: „Der Herr Bürgermeister hat einen guten Einfall gehabt. Es ist keine Schande, Gemeindehirte zu sein. Es ist ein Amt, das nicht jeder bekommt."

„Richtig, Marike... bei Gott nich jeder!"

„Gib dem Herrn Bürgermeister die Hand und bedank' dich für das Amt!"

Martin blickte sie beschwörend an, und man sah, wie es in seinem jungen Gesicht arbeitete. Der Trotz hatte ganz von ihm Besitz ergriffen.

„Ich will zum Klamp aufs Boot, Mutter. Du weißt, daß mein Herz am Fischen hängt, daß nichts anderes mich glücklich machen kann. Ich habe schon den Wimpel für das Boot geschnitzt..."

„Wimpel kannst du schnitzen, soviel du willst, mein Sohn, und was dein Glück sein wird, das wissen wir nicht. Es kommt auch nicht aufs Glück an. Glück ist, wenn man Kraft genug hat, gehorsam zu sein!"

Martin hörte nicht und ging aus dem Garten hinaus.

„Nun sieh' dir einer den trotzigen Bengel an!" schrie der Bürgermeister erbost.

„Du kommst sofort zurück!" rief die Mutter. „Nimm Verstand an, mein Kind. Dein Großvater ist auf dem Meer geblieben und auch dein Vater und dein Bruder. Du bist der letzte, der hier Boernes heißt, weit und breit. Wenn dein Vater noch leben würde, dann dürftest du auch nicht aufs Wasser gehen!"

Unschlüssig blieb Martin am Gartenzaun stehen. Es stimmte, was die Mutter vom Großvater und Vater erzählte. Es lag ein Unglück über der Familie.

„Nun komm und versprich dem Bürgermeister, daß du das Amt gut führen willst."

„Der Michel Gilde hat doch bisher gehütet... ich will ihm die Stelle nicht fortnehmen", sagte er zögernd.

„Da kannst du ganz ruhig sein", antwortete Pietsch III. „Der Michel taugt nuscht zum Hirten. Er hat Feuer im Wald angelegt und sich um das Vieh nich die Bohne gekümmert. So geht es nicht. Ich brauche einen verläßlichen Menschen."

„Du hast gehört, Martin, was der Herr Bürgermeister sagt. Nun komm, gib ihm die Hand und bedanke dich für das Amt!" forderte die Mutter ihn nochmals auf.

Da trat Martin auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Wenn ich es mache werde ich es auch gut machen." Dann verließ er den Garten, und wer den großen Jungen so gebeugt davonschleichen sah, der wußte, er hatte schwer mit sich zu ringen.

Pietsch III riß sich am Hemdkragen, als wäre er ihm zu eng geworden. „Alle Hochachtung, Maricke! Verdammt noch eins, ich weiß nicht, ob ich meine Jungens so in Schuß hätte. Wenn das man glatt geht! Aber du weißt nun, daß ich es gut mit dir meine und mit dem Jungen auch. Er kriegt sein Geld pünktlich aus der Gemeindekasse, und es wird reichen, euch vor Hunger zu bewahren. Aber... wie er will!"

„Er will schon, und ich danke dir auch", sagte Maricke und brachte den Bürgermeister bis zur Gartentür.

„Tolle Sache!" murmelte der, als er durch die beginnende Dunkelheit davonhumpelte.

Wie der Martin Baernes dann ein Hütejunge wird, was für Abenteuer er erlebt und wie er schließlich sein Fischerdörfchen Niegeln auf der Kurischen Nehrung davor bewahrt, von den wandernden Dünen verschlungen zu werden, das erzählt uns der ostpreußische Dichter Rudolf Naujok in seinem Nehrungs-Roman „Der Herr der Düne" (K. Thienemanns Verlag, Stuttgart), dem wir dieses Kapitel entnommen haben. Beachtet bitte die ausführliche Besprechung dieses Buches auf Seite 12 und das Lebensbild des Dichters auf Seite 10 dieser Ausgabe.

Aufruhr in London

Eine der tollen Geschichten der Hexe Jadis

Zuerst kam die Droschke. Niemand auf dem Kutscherbock. Vom Dach aus lenkte, nicht etwa sitzend, sondern stehend, die Hexe Jadis das Gefährt, das in voller Fahrt mit einem Rad in der Luft um die Ecke brauste — Jadis, die Königin der Königinnen und der Schrecken von Charn. Ohne Gnade peitschte sie das Roß. Seine Nüstern waren rot und weit aufgerissen. Wie verrückt galoppierte es auf die Eingangstür zu, streifte um einen Zoll den Laternenpfahl und bäumte sich auf den Hinterbeinen hoch.

Die Droschke krachte an den Laternenpfahl und zersplitterte in zahlreiche Stücke. Die Hexe hatte sich mit einem prachtvollen Schwung rechtzeitig gerettet und war auf dem Rücken des Tieres gelandet. Sie setzte sich rittlings, lehnte sich vor und flüsterte dem Tier etwas ins Ohr.

In diesem Augenblick kam eine zweite Droschke angerast; aus ihr sprang ein dicker Mann im Gehrock und ein Polizist. Ihr folgte ein dritter Wagen mit zwei weiteren Polizisten. Hinter den Droschken kamen ungefähr zwanzig Menschen (meistens Laufjungen) auf Rädern; sie alle klingelten, schrien Hurra und trillerten auf ihren Pfeifen. Zuletzt eilten zahlreiche Menschen zu Fuß um die Ecke, die vor lauter Eifer schwitzten und sich sichtlich sehr vergnügten. In allen Häusern dieser Straße wurden die Fenster aufgestoßen, und an allen Haustüren erschienen Dienstmädchen oder Diener. Auch sie wollten das Schauspiel sehen.

Inzwischen versuchte ein alter Herr zitternd, sich aus den Trümmern der ersten Droschke herauszuarbeiten. Digory vermutete, daß dieser alte Herr Onkel Andreas sei, konnte aber sein Gesicht nicht erkennen, denn sein Zylinder war ihm über den Kopf geschlagen worden.

„Wumm — pumm — schumm —", machte Onkel Andreas Stimme aus dem Hute heraus.

„Lassen Sie das", sagte der oberste Polizist streng. „Hier handelt es sich nicht um einen Spaß. Können Sie denn Ihren Hut nicht mal abnehmen?"

Das war leichter gesagt als getan. Nachdem Onkel Andreas vergebens geraume Zeit gegen den Hut gekämpft hatte, ergriffen zwei Polizisten diesen am Rande und zogen ihn hoch.

„Danke, danke", sagte Onkel Andreas mit schwacher Stimme. „Ich danke Ihnen. Himmel, ich bin ganz durcheinander. Wenn mir jemand vielleicht ein kleines Glas Kognak verschaffen könnte —"

„Jetzt passen Sie mal gefälligst hier auf, sagte der Polizist indem er ein sehr großes Notizbuch und einen sehr kleinen Bleistift hervorzog. „Sind Sie für diese junge Frau hier verantwortlich?"

„Achtung!" rief es von mehreren Seiten, und der Polizist sprang gerade noch rechtzeitig einen Schritt zurück. Das Pferd hatte versucht, ihm einen Tritt zu versetzen, der ihn vermutlich getötet hätte. Darauf drehte sich die Hexe mit dem Pferde so herum, daß sie die Menge vor sich hatte und das Pferd mit den Hinterbeinen auf dem Bürgersteig stand. Rasch hatte sie das Pferd von den Trümmern der Droschke losgeschnitten und schwang jetzt drohend das lange, funkelnde Messer.

Nun arbeitete sich mit kräftigen Schulterpüffen ein rotbackiger Mann mit steifem Hut vor die Front der Menge. „He! Wachtmeester", sagte er. „Det is mein Gaul, wo sie draufsitzt, und det is auch mein Wagen, wo sie Kleinholz draus gemacht hat."

Der Cabby (so nennt man in London einen Droschkenkutscher) trat einen Schritt näher, blickte zu Jadis auf und sagte in nicht unfreundlichem Ton:

„Na, Frollein, nu steigen Sie mal ab. Sie sind doch 'ne Dame, und Sie wollen doch nicht in diesem Handgemenge bleiben? Sie sollten lieber nach Hause gehen, 'ne heiße Tasse Tee trinken und sich 'ne Weile hinlegen, nicht? Nachher fühlen Sie sich dann wieder viel besser." Gleichzeitig streckte er seine Hand nach dem Pferdekopf aus. „Ruhig, Oleander, alter Bursche. Ruhig jetzt."

Da sprach die Hexe zum ersten Male.

„Du Hund!" tönte ihre kalte, klare Stimme laut über alle anderen Geräusche hinweg. „Du Hund, gib unser königliches Roß frei. Wir sind die Kaiserin Jadis."

Diese Textprobe entnahmen wir dem Buch „Die geheimnisvolle Tür" von C. S. Lewis, einem der vier im Verlag Herder Freiburg erschienenen Narnia-Bände, die Ihr auf unserer Seite „Aus unserer Bücherkiste" ausführlich besprochen findet.



Woher kommt der Ausdruck?



Einen Bock schießen . . .

Welch eine fatale Angelegenheit, wenn man einen „Bock geschossen" hat, das heißt, sich irgend einen Fehlgriff geleistet hat. Eine solche nicht eben rühmenswerte Fehlleistung hat nichts mit der stolzen Freude zu tun, die der Jäger empfindet, wenn er im Revier mit lautem Halali sein Jagdglück verkündet. Die Bezeichnung ist von den Schützenfesten hergeleitet, wo derjenige, der den schlechtesten Schuß abgab, mit „Bock" benannt wurde, als Trostpreis sogar mitunter einen Bock erhielt. „Etwas verbocken", das ist halt etwas sehr schlecht, sehr verquer ausführen. Da verdienen wir es manchmal nicht besser, als daß der Bock uns auf seine Hörner nimmt, und daß wir nur so springen.

Heimat Trakehnen

Von Daphne Machin Goodall

Leider bin vor dem letzten Krieg nie bis nach Ostpreußen gekommen. Meine Kenntnisse stammen vielmehr aus ungezählten Unterhaltungen mit vielen Menschen, die dort einmal gelebt haben. So habe ich doch ein sehr deutliches Bild von jener wundervollen, verlorenen Heimatlandschaft und auch von dem Gestüt Trakehnen:

Dort gab es große Wälder und Seen, wogende Meere von Korn, kleine Städtchen und Fischerdörfer, Parks und Herrenhäuser neben Wirtschaftsgebäuden, Leutehäusern, der Kirche Schmiede, Stellmacherei und Brennerei. Das große Haus im Park und die kleinen Häuser im Dorf waren ganz eng aufeinander angewiesen. Zwischen ihnen bestand, oft schon über Generationen und Jahrhunderte, eine echte Schaffensgemeinschaft.

Die vorhergehenden Kapitel haben dargetan, welch große Rolle Trakehnen im Leben der Provinz gespielt hat. Eine kurze Beschreibung dieses „Pferdeparadieses" wird das Bild vielleicht noch deutlicher werden lassen. Das Bild „Trakehnen", das war eine Einheit von Koppeln und Pferden, von Bäumen und Ge-



Ein charmanter Kopf. Der Trakehner Hengst Komet, Beschäler in Schmoel, geboren 1952 von Goldregen aus der Kokette.

Foto Goodall

bäuden. Die Winter in Ostpreußen sind ziemlich lang, kalt und schneereich; der Frühling kommt spät. Das Eintreffen des Storches kündigt ihn an; über Nacht ist er da, und im Handumdrehen ist es Sommer, heiß und trokken. Uberall stehen Baumgruppen in frischem Grün, das im Tau des Morgens schimmert, wenn der Kuckuck in der Ferne ruft.

Melodie und Zauber dieses fernen, unvergessenen Landes klingen immer wieder in den Stimmen der Leute nach, die von dieser ihrer Heimat reden: Lange Alleen stehen an staubigen Straßen, Pfosten und Stangen grenzen die Koppeln ab — und da taucht vielleicht einmal in seiner blauen, schwarzweißen Pracht ein Birkhahn im Grase auf, ein ungewohnter Anblick selbst für Trakehnen!

In Ostpreußen, diesem gastfreundlichsten aller alten Kulturländer, gab es genau wie in England kaum ein Städtchen oder Dorf, das nicht einen geschichtlichen Hintergrund gehabt, und kaum eine Landwirtsfamilie, die nicht Pferde gezüchtet hätte — Pferde, die einmal in der ganzen Welt bekannt und berühmt sein würden.

Die Ostpreußen lebten für ihre Pferde. Das Land mit seinen Hauptgestüt Trakehnen war ein Paradies für Pferde — das Newmarket der Warmblüter. In den Koppeln tobten die Jährlinge umher — genau so, wie man das in Newmarket beobachten kann —, Jährlinge, die später einmal die Rennen oder eine olympische Dressurprüfung gewinnen, Hauptbeschäler und Begründer neuer Blutlinien in einem Dutzend fremder Länder werden sollten, und daneben grasten friedliche Stuten aus alten, berühmten Blutlinien.

In der Tat, es war ein Paradies für die Pferde und für die Pferdeliebhaber aus aller Welt.

*

Es ist ein wundervoller Morgen.

Das Frühstück wartet im Hotel „Elch" auf die Gäste, und überall duftet es verlockend nach Kaffee. — Wie mit einer ersten, sanften Note ist damit ein Thema der Erinnerungen für ostpreußische Herzen angeschlagen. Immer neue Noten klingen in dieser Symphonie auf — das Wiehern einer Stute, das friedliche Schlagen der Schwänze, die Herden der Braunen, der Rappen und der Füchse! Die Bäume, die weiten Koppeln, Storchgeklapper auf einem Dach, das neugierige Schnauben eines Fohlens, ein Viererzug, der vorübertrabt, die Seen, die weiten Moore, die Forsten und die Elche! Dann wieder ferner Axtklang im Winterwald, das weiche Rieseln des Schnees, plötzliches Hofgetrappel, das schrille Wiehern eines Hengstes; dann der Laut von Geschützfeuer, das näher und näher kommt!

Das ist die Symphonie Ostpreußens, sanft und schön, ernst und hart und schließlich grausam, bis das Leben in einem tödlichen Schweigen erstirbt und das Land zerfällt.

Noch aber ist der Tag sonnig, noch ist es früh am Morgen, und noch gibt es viel zu sehen in Trakehnen.

Das Haus in dem der Gestütsleiter lebt, liegt rückwärts in einem kleinen Park. Vor der Tür steht auf dem Gras ein lebensgroßes Denkmal des Hengstes Tempelhüter, jenes berühmten Sohnes von Perfectionist und Enkels des englischen Vollblüters Persimmon. In der Parkmauer befindet sich ein alter Stein, auf dem die siebenzackige Elchschaufel eingraviert ist, mit der alle in Trakehnen geborenen Pferde auf dem rechten Schenkel gebrannt werden.

Das Dorf ist groß und eine kleine Welt für sich. Dor wohnen über dreitausend Menschen, deren Leben sich direkt oder indirekt um die Wartung der Pferde dreht und die auch die sechstausend Hektar bestellen, für die allein vierhundert Pferde gehalten werden. Neun Schulen gibt es mit vierzehn Lehrern sowie einen Arzt und einen Apotheker in diesem Dorf, das von dichten Birkenhecken umgeben ist. Es gibt weiter in Trakehnen neun Vorwerke, von denen einige die Jährlinge, andere die Zwei- und Dreijährigen beherbergen. Trakehnen hat seine eigenen Reitbahnen, eine gedeckte und eine im Freien, wo die Dreijährigen zum Verkauf zugeritten werden.

Es gibt auch eine — an englischen Maßstäben gemessen — kleine Meute für die Schleppjagd über unangenehme Ricks (das Lieblingshindernis eines bekannten Oberstleutnants, ein Koppelrick, ist in England bei den Vielseitigkeitsprüfungen in Badminton als „der Trakehner" bekannt) und über verschieden breite und tiefe Gräben, welche die



Landstallmeister Wilhelm von Burgsdorff mit einem seiner Lieblingshengste. Nach einer Zeichnung von Volkers. — Beide Aufnahmen zu diesem Artikel wurden uns freundlicherweise von dem Verlag Paul Parey, Berlin, aus der Neuerscheinung „Die Pferde mit der Elchschaufel" von Daphne Machin Goodall zur Verfügung gestellt.

Schlaggrenzen darstellen. Wahrscheinlich eignet sich keine deutsche Provinz besser für die Reitjagd als Ostpreußen. Die erste Schleppjagd wurde im Juli nach der Heuernte mit einer Schleppe von anderthalb Kilometern geritten. Je weiter die jungen Pferde im Training waren, um so mehr vergrößerte sich die Distanz über die viertausend Hektar geeigneten Geländes, meistens ist das ein wunderbares Vergnügen! Am Ende der vielmonatigen Saison war die Meute meistens so eingejagd, daß ein Höllentempo vorgelegt wurde.

Ein staubiger Weg trennt zwei große Koppeln von zwanzig Hektar und mehr. Auf einer Seite grasen Stuten und Fohlen unter der Obhut eines berittenen Wächters, denn im Dienst bei den Herden sind alle Wärter beritten. Einer reitet voran, wenn er bei Einbruch der Abenddämmerung die Stuten und Fohlen nach Hause bringt, ein zweiter reitet hinterdrein. Die Ausgeglichenheit dieser Stuten ist auffallend; abgesehen vielleicht von der Farbe scheint eine völlig der anderen zu gleichen. Viele haben bereits gefohlt, andere sind hochtragend. Oft kann man die Nachkommen eines bestimmten Beschälers sogleich herauskennen.

Kann man sich ein friedfertigeres Bild vorstellen als das von Stuten und Fohlen, die anmutig und zufrieden in dichtem und ausreichendem Futter rupfen? Graf Lehndorf fand, daß den Pferden Poa pratensis am besten bewar, da es nur gefressen wurde, solange es ganz jung war. Neben den Pferden grasen über zweitausend Kühe auf den Koppeln, da jeder Gestütsangestellte mehrere besitzt und allen Landarbeitern mindestens eine gehört.

Mitten unter den ruhig grasenden Mutterstuten stolziert ein Storch, der eifrig nach Fröschen sucht, die es hier in den niedrig gelegenen Gelände in Unmengen gibt. Für jemanden, der sie vorher noch nicht kannte, sind Störche ein überraschender Anblick; mit ihren ungeschickten Körpern und riesigen Schnäbeln wirken sie zuweilen wie Clowns der Vogelwelt, wenn sie oben auf den Dächern auf ihren gewaltigen, unordentlichen Nestern herumstehen und klappern. Häufig werden absichtlich Wagenräder auf einem Dach angebracht, um die Störche zum Nestbau zu ermuntern, bringen sie doch der Hofstätte angeblich Glück. Deshalb werden sie von jedermann gern gesehen.

Wieder in Trakehnen selbst angelangt, kommen wir an einem der verschiedenen Ausläufe für die Beschäler vorüber. Einige dieser Ausläufe sind mit einer Hecke oder Mauer umgeben, der Hengst kann aber in jedem Falle den Kopf darüber hinweg strecken. Er soll sein Königreich übersehen dürfen! Im Auslauf steht ein hübsches Gartenhaus, an dessen Dach und Mauern Kletterpflanzen ranken — eine riesige runde Box, in der ihr Bewohner frei herumlaufen kann. Das Bild wird noch durch vereinzelte Baumgruppen verschönt. Ein Beschäler kann seine Freiheit wirklich genießen.

In Feld und Wiese und im Wald, wo der Kuckucksruf über einem Rotwildrudel oder über einem einsamen Elch mit seinen starken Schaufeln ertönt, werden die abendlichen Schatten länger und länger — noch immer ertönt sanft und leise das Lied Ostpreußens.

Dieses Kapitel entnahmen wir mit freundlicher Genehmigung des Verlages Paul Parey, Berlin, dem soeben erschienenen Buch der Engländerin Daphne Machin Goodall „Die Pferde mit der Elchschaufel". Das Schicksal der Trakehner, auf das wir noch an anderer Stelle mit einer ausführlichen Besprechung hinweisen.

Landbriefträger Ernst Trostmann erzählt

(80)

Liebe ostpreißische Landsleite!

Daß der Friehling e ganz gefährliche Jahreszeit is, wo einer sich orndlich vorsehen muß, wissen Se ja auch. Er bringt dem Schnupfen und de versetzte Grippe. De Emma, was meine Frau is, quiemt denn immer rum, weil es ieberall ziept. Und mied is, mied, saq ich Ihnen! Am liebsten möcht se sich morgens um Uhre acht all wieder hinhauen, wenn Se um halb auße Bucht gekrochen is. Se is wirklich e reine Schlafmitz mit zwei Beine.

Bei mir aber wirkt de momentane Jahreszeit genau inne gegenseitige Richtung. Se wiehlt und riehrt mir inwändig im Busen alles um, daß einer ganz unruhig wird und rausrennen möchd. Bei die vornehme Leite heiß das denn Fernweh, wo infolgedessen se sich in ihrem Auto reinhucken und nach Italien fahren. Ich huck mir nich im Auto rein, weil ich zu die wenige Mitteleuropäer geheere tu, wo es sich noch leisten können, zu Fuß zu gehen. Ihre Zahl nimmt jede Woche weiter ab, und deshalb hab ich all heite e sogenanntem Seltenheitswert. Ich fahr auch nich nach Italien, sondern . . . aber lassen Se mich richtig ganz von vorne anfangen.

Besinnen Se sich noch auf meinen alten Freind Franz Willuweit? Wo immer de molsche Witze aus die Steinzeit erzählt und denn zuletzt auch noch de Poänkte vergessen hat? Mit dem wo wir vor zwei Jahre nach Braunschweig fuhren, weil ich ihm gegen seine spiddrige Hauswirtin beraten solld, indem daß er ihr de Hausentier ausgehängt und zerhackt hädd? Nu wolld er von mir wissen, ob er ihr heiraten oder e neie Hausentier machen lassen solld. Aus die Beratung wurd aber nuscht, weil wir uns in die Wiedersehensfreide orndlich eingeseift hädden. Wissen Se, das ging immer umschichtig, ein Schnaps'che, ein Bierche, ein Schnaps'che, ein Bierche. Zuletzt fragd ich ihm, wie spät daß es is. Da sagd er: Donnerstag! Und dann sagd er garnuscht mehr . . .

Ich hädd dem Franz e bißche auße Augen verloren, und weil er sich so lang nich melden tat, dachd ich all, daß er dem weiblichen Verhängnis zum Opfer gefallen war. Die war ihm nämlich ieber, denn Se konnd im Stehens schlafen, und ihr Maulwerk ging wie auf Scharnier und Kugellager. Aber der alte Differt hadd sich dem Schicksal entgegengeschmissen, indem daß er inne Fupp griff und ihr das Geld fier e neie Hausentier gab, weil indem daß er geradzig im Toto gewonnen hädd, wodran Se sich wohl auch noch erinnern werden. Nu war er ihr los, aber aus seine Stubb mussd er auch raus. Das hat er mir kirzlich alles geschrieben und mir nach Hildesheim eingeladen, wo er bei eine simpatische Rentnerin mit eigne Wohnung untergekrochen is wie e Keichel untre Kluck. Die hat er auße Zeitung aufgegabelt, wo se sich annongsiert hädd zwecks gemeinsame Haushaltsfiehrung unter dem Stichwort „Stilles Glück".

Sehn Se, so kam es, daß ich meinem Friehlingsdrang e feste Richtung geben konnd, und die hieß Hildesheim. Erst gab es natierlich noch e lebhafte Aussprache mitte Emma, was meine Frau is, aber ich blieb Sieger, indem daß de Emma all nach drei Minuten mittem im Satz einschlafen tat. De Augendeckel klappden runter, und wie se wieder zu sich kam, war ich all dabei, dem Koffer zu packen. Mit großer Miehe gelang es mir, ihr einzureden, daß se meine Reise genehmigt hädd, sonst hädd ich mir ja nich getraut, dem Koffer von untres Bett vorzuholen. Nu war se still, se konnd mir ja nich das Gegenteil beweisen.

Und am anderen Morgen schob ich all los aufe Bahn. Wie ich anne Schul vorbeikam, sangen die Kinder geradzig: Hinaus in die Ferne. Das fand ich wirklich sehr aufmerksam.

In Hildesheim war es scheen und gemietlich. Dem Franz sein „stilles Glick zwecks gemeinsame Haushaltsfiehrung" heert zwar auf dem drolligen Namen Aurelie, is aber e gut eingerichtete Frau, rein bald zu schad fier dem schossligen Franz. Se hat schwarze Augen und is e bißche pummlig, aber das steht ihr ganz gut. Ihre Wohnung liegt patärr und besteht aus zwei Zimmer, eine Kich und eine Badstub mit allem Kommvor, wo auch Toalette heiß. Die beide, der Franz und de Aurelie, hädden all auf mir gelauert und begrießden mir stirmisch mit Rinderschmorbraten und Schuckladenpudding.

Nachmittags um vier waren wir drei Heiser weiter bei ihre Freindin zum Kaffee eingeladen. Das sagden se mir aber erst aufe letzte Minut, und ich wolld mir doch noch gern rasieren und e bißche hibsch machen. Sie hadden aber versprochen, pinktlich zu kommen, deshalb sagden se mir de Hausnummer und dem Namen, gaben mir dem Angtreeh-Schlissel und gingen vor. Und ich verzog mir in die Toalette, sehn Se, und das war mein Unglick. De Aurelie hat nämlich de Angewohnheit, wenn se weggeht, wegen die Einbrechers alle Tieren abzuschließen. Deshalb steckd auch der Schlissel von die Toalette von draußen drin, und ehr daß ich mir versah, hadd se ihm auch all umgedreht. Natierlich nich mit Absicht, sondern sozusagen in Gedanken und aus Gewohnheit. Aber ich stand nu in die Toalette wie e Patscheimer aufes Klawiehr. Wie ich fertig war mittes Rasieren, — was solld ich machen in meine trostlose und einsame Lage? — huckd ich mir aufe Brill und schlief e bißche ieber. Und die kamen und kamen nich zurick. Se dachden nämlich, ich hadd mir verbiestert und irrd nu planlos in die Umgebung von Hildesheim rum. Aber ich hadd nich, sondern huckd wie e Maus inne Fall und zergriebelt mir dem Kirbis ieber die Gefahren des Friehlings.

Um Uhre sechs kriegden se Angst, daß mir emmend was passiert war. Aber wie de Aurelie kommen und nachsehen wolld, fiel ihr ein, daß se mir dem Angtreeh-Schlissel gegeben hadd. Se hadden bloß dem einen, denn fierem Franz solld erst später einer gemacht werden. So mußd ich noch zwei Stunden hukken. Das hädd ich auch zu Haus konnd haben, dazu hädd ich nich brauchd nach Hildesheim fahren. Um Uhre acht kamen se endlich an, und nu standen se vore zune Angtreeh-Tier, und ich huckd, dem fier mich nutzlosen Angtreeh-Schlissel inne Fupp, vergrämt und hungrig auf die von draußen zugeschlossene Toalette mit allem Kommvor. Aber was nitzt einem der scheenste Kommvor, wenn einer nich rauskann?

Wie se denn mit eins um acht anne Tier klingerden, zog neie Hoffnung in meinem Busen ein, denn nu wußd ich, daß se mir aus die tieftraurige Lage erleesen werden. Erst mußd ich aber noch dem ganzen Rest von meine Intelligänz anwenden, indem daß ich dem Franz im Brillens aufem Hof raufdiregierd und dem Angtreeh-Schlissel durchem Fenster schmiß. In meine Verzweiflung hadd ich zweimal, um fimf und um sieben, versucht, meinem Kadawer durches Fenster durchzuwirgen, aber es war zu klein. Fierem Schlissel war es natierlich groß genug, der is ja auch e bißche schlanker wie ich. Es war de heechste Zeit, daß ich aus der Kaburr rauskam, denn sonst hädd mir de Verzweiflung gepackt.

Nu haben wir meine Befreiung gebiehrend gefeiert, wir haben uns dem Trichel vollgeschlagen, daß wir nicht mehr pußten konnden, und haben e paar geistreiche Flaschen ausgesuckelt. Zuletzt hab ich mitte Aurelie Briederschaft gemacht, der Franz hat ihr all geduzt, wie ich ankam.

De Emma, was meine Frau is, hädden de Friehjahrsgefahren auch behuckt. Das kriegd ich aber erst nach drei Tage zu heeren, wie ich wieder zu Haus kam. Darieber berichte ich Ihnen im nächsten Brief, dieser wird sonst zu lang. — Heite winsche ich Ihnen allen, meine lieben Landsleite, freehliche Ostern mit viel Sonnenschein und e großem Haufen Ostereier aus Schucklad und Marzepan und grieße Sie herzlich! (Und verreisen Se nich ohne Dietrich!)

Ihr alter

Ernst Trostmann
Landbriefträger z. A.

AUS DEN LANDSMANNSCHAFTEN

Flensburg

Die letzte Monatsversammlung der LO erhielt ihren besonderen Akzent durch die Anwesenheit von Fritz und Margarete Kudnig. Mit ernsten und heiteren Erzählungen und Gedichten wurden viele alte Erinnerungen bei den Zuhörern wachgerufen: an die Kurische Nehrung, das Haff, die Masurischen Seen und Wälder, aber auch an das harte Schicksal unserer Heimat im Jahre 1945.

Während der Faschingszeit fand im Colosseum-Kabarett ein fröhlicher Faschingsball statt, bei dem das Tanzbein bis in die frühen Morgenstunden tüchtig geschwungen wurde. Daneben haben auch die landsmannschaftlichen Untergruppen, die der Insterburg—Gumbinner und der Königsberger im kleineren Kreise ausgiebig Fasching gefeiert.

Am 14. März fand im Deutschen Hause eine Feierstunde anläßlich der Abstimmung im Jahre 1920 statt, bei der Dr. Kob, der 1. Vorsitzende, die Festrede hielt.

Es wird schon heute auf die am 10. Mai stattfindende Generalversammlung (umrahmt vom Akkordeonorchester Lizurek), auf das Landestreffen der ostpreußischen Frauen am 23. Juni in Flensburg sowie auf den für den 26. Juni geplanten Ausflug mit noch unbekanntem Ziel hingewiesen.

Itzehoe

Unter das Leitwort „Haltet fest zusammen und jeder trete ein, wo immer er Gelegenheit hat, für unser Selbstbestimmungsrecht und damit auch für unser Recht auf Einheit und Heimat" stellte der alte und neue 1. Vorsitzende der Landsmannschaft Ost- und Westpreußen in Itzehoe seinen auf das neue Jahr gerichteten Ausblick anläßlich der diesjährigen Jahreshauptversammlung. Die im Berichtsjahr durchgeführten zahlreichen Veranstaltungen bewiesen einen weiteren Aufschwung der landsmannschaftlichen Arbeit. Die Mitgliederzahl beträgt heute 778. Der neue Vorstand setzt sich wie folgt zusammen: 1. Vorsitzender Schulrat i. R. Grohnert, 2. Vorsitzender Dr. Bahr, 3. Vorsitzender Stadtrat Glaner, Schriftwart Gritto, Kasse Balke, Presse Nowitzki, Frauen Worm, Kultur Handt.

Wie alljährlich waren auch in diesem Jahr die ost- und westpreußischen Abiturienten der beiden Itzehoer höheren Schulen zu einem Abiturientenkaffee von der Landsmannschaft Ost- und Westpreußen Itzehoe eingeladen. Der 1. Vorsitzende, Schulrat i. R. Grohnert, konnte 15 Abiturienten begrüßen und ihnen je einen Alberten als Gruß und mahnende Verpflichtung überreichen. Ein lebhaftes Gespräch über die ferne Heimat zeigte die Aufgeschlossenheit der jungen Abiturienten und bewies ihr lebhaftes Interesse an der verlorenen Heimat im Osten.

Frankfurt/M.

Der nächste Herrenabend findet am Mittwoch, dem 27. April, 20 Uhr im Börsenkeller statt. Voraussichtlich mit Filmen über Ostpreußen.

Unsere Frauen treffen sich wegen der Ostertage erst am Montag, dem 25. April, 16 Uhr im Gesellschaftshaus „Zum Finkenhof", Finkenhofstraße 17 (Linie 12 Haltestelle Hermannstraße, Linie 8 und 23, Haltestelle Grüneburgweg). — Im Mai ist von der Frauengruppe ein Ausflug nach Mainz geplant. Der genaue Termin wird bei der Zusammenkunft am 25. April bekanntgegeben.

Bad Aibling

Die Jahreshauptversammlung des Kreisvereins des Ostpreußenbundes bestätigte den alten Vorstand mit seinem ersten Vorsitzenden Fritz Krosta im Amt. Der Kreisverein konnte im letzten Jahre auf 7 Monatsversammlungen, einen Ausflug, auf eine Advents- sowie eine Silvesterfeier zurückblicken. Auch in diesem Jahr konnte die Mitgliederzahl weiter gesteigert werden.

Zu einem Faschingstrubel fanden sich die Mitglieder im „Frühlingsgarten" zusammen. Eine Tombola brachte den Teilnehmern durch die Gewinne manche Freude und dem Kreisverein einen schönen kleinen Überschuß. Die Jugend hatte auch diesmal wieder reichlich zum Gelingen des Abends beigetragen.



Der dänische König hat den Dienststellenleiter des Fährbahnhofs Großenbrode Kai, Bundesbahnoberinspektor Gustav Szameitat, zum „Ritter des Danebrogordens" ernannt. Ritterkreuz und Diplom wurden dem eifrigen Verfechter deutsch-dänischer Zusammenarbeit durch den Präsidenten der Bundesbahndirektion Hamburg überreicht. Bundesbahnoberinspektor Szameitat ist in diesen Tagen noch eine weitere besondere Ehrung zuteil geworden. Der dänische König empfing ihn in Kopenhagen in Audienz. Unser Bild zeigt den dänischen König mit Bundesbahnoberinspektor Szameitat auf dem Bahnsteig des Fährbahnhofs Großenbrode-Kai. Foto Bersing

Landestreffen der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen in Hessen

Die Landesgruppe der LOW führt zu Pfingsten (vom 4. — 6. Juni 1960) in Darmstadt ein großes Landestreffen aller in Hessen wohnenden Ost- und Westpreußen durch.

Die Veranstaltung steht unter der Schirmherrschaft des Oberbürgermeisters Dr. Engel, Darmstadt.

Die Kameradschaft der I. (ostpreußischen) Inf.-Division schließt sich mit einem Bundestreffen unserem Landestreffen an.

Bundestreffen der Landsmannschaft Westpreußen

In diesem Jahr findet das Bundestreffen der Landsmannschaft Westpreußen am 2./3. Juli 1960 in Münster statt. Das Treffen wird im Zeichen des Abstimmungssieges vor 40 Jahren stehen und soll ein machtvolles Bekenntnis zur westpreußischen Heimat werden.

Turnerfamilie Ostpreußen-Danzig-Westpreußen

Anschrift: Wilhelm Alm (23) Oldenburg (Oldb.) Gotenstraße 33

Allen Geburtstagskindern des Ostermonats herzliche Glückwünsche. Von ihnen vollenden

20 Jahre am 7. 4. Klaus Nickel (Lyck);

40 Jahre am 1. 4. Ella Gronen-Hamisch (Lyck), am 17. 4. Siegrid Schulz (KTC Königsberg), am 27. 4. Johanna Krischausky-Schock (KMTV Königsberg, am 28. 4. Gerda Berkemeyer-König (KMTV Königsberg);

50 Jahre am 7. 4. Herbert Knuth (KMTV Königsberg, am 10. 4. Alfred Denk (Tilsit), am 25. 4. Gretel Paetz (Fr. TV Danzig), am 30. 4. Ernst Monien (KTC Königsberg);

60 Jahre am 12. 4. Helene Zander (Landsberg/Ostpr.);

77 Jahre am 5. 4. Dr. Ernst Kätelhön (KMTV Königsberg);

82 Jahre am 8. 4. Rudolf Klug (Lyck), am 24. 4. Hilde Tribukait (KMTV Königsberg);

86 Jahre am 2. 4. Marie-Pencke-Minkley (Marienwerder).

Ein Turnerjubiläum kann Turnbruder Alexander Schadau (Skodowski) im April 1960 feiern. Wir beglückwünschen ihn herzlichst zu seiner nunmehr fünfzigjährigen Laufbahn als Turner und Turnerführer. In Marienburg und Marienwerder hat er freudig und unermüdlich in den Turnvereinen gewirkt und geschafft. Viele hervorragende Turner verdanken ihm seine Ausbildung, die sich nicht nur auf das rein technische erstreckte, sondern immer zugleich das turnerische Geistesgut umfaßte. Er war den Zöglingen und jungen Turnern zugleich Lehrer und Vorbild im Sinne und im Geiste Jahns. Heute ist er für seine in alle Welt verstreuten Vereinsschwestern und -brüder Sammelstelle und Betreuer, damit zugleich wertvoller Mitarbeiter in unserer Turnerfamilie Ostpreußen-Danzig-Westpreußen. Mit unseren Glückwünschen verbinden wir innigsten Dank für sein nimmermüdes Wirken seit Jahrzehnten bis auf den heutigen Tag. Möge Dir, lieber Alex, noch recht lange die Schaffenskraft erhalten bleiben und recht viel Freude aus Deiner Arbeit für die Turnfreunde aus der Heimat erwachsen.

XI. Wiedersehenstreffen vom 9. bis 12. 9 1960 in Espelkamp-Mittwald. Teilt Euern Urlaub rechtzeitig entsprechend ein und sorgt bitte durch persönliche Werbung dafür, daß es für Euch ein Wiedersehen mit recht vielen alten Turnfreunden aus der Heimat wird. Bringt außer Euern Frauen auch Eure Söhne und Töchter mit, damit auch sie mehr und mehr in unseren Kreis hineinwachsen. Sie sollen ja das von uns gehütete Erbe dereinst in der Heimat wieder zu neuer Blüte bringen.

Heimatpolitische Lehrgänge in Bad Pyrmont hält die Landsmannschaft Ostpreußen ab: Nr. 7 vom 2. bis 8. Mai, Nr. 9 vom 11. bis 17. September, Nr. 10 vom 27. November bis 3. Dezember 1960. Unkostenbeitrag für Unterkunft und Verpflegung je Lehrgang insgesamt 20 DM. Die Bahnkosten für Hin- und Rückfahrt werden während des Lehrgangs erstattet. Unterkunft im eigenen Heim „Wiesenhaus" in Zweibettzimmern. Meldungen sind zu richten an die Landsmannschaft Ostpreußen e. V., Hamburg 13, Parkallee 86. Ich würde es begrüßen, wenn Turner und Turnerinnen aus unseren Reihen die Lehrgänge besuchen würden und durch Berichte darüber unser Wiedersehenstreffen bereichert werden könnte.

Bundestreffen der Landsmannschaft Ostpreußen am 10. Juli 1960 in Düsseldorf. Das Bundestreffen eignet sich gut zur Durchführung von Vereinstreffen unserer ostpreußischen Turnvereine. Den Karteiführern und Sprechern der Vereine empfehle ich, frühzeitig entsprechende Anregungen an ihre Vereinskameraden herauszugeben.

Die Teilung Deutschlands muß überwunden werden. Helft als Turner nach Kräften dabei mit. Haltet Verbindung zu unsern Turnbrüdern und Turnschwestern in Mitteldeutschland. Bedenkt Eure Freunde dort zu Ostern mit einem herzlichen Gruß und möglichst auch mit einem kleinen Päckchen. Schafft Freude und Vertrauen zu uns drüben!

Königsberger Neue Zeitung

EINZIGE HEIMATZEITUNG ALLER KÖNIGSBERGER

Nummer 4 — Ausgabe B der Ostpreußen-Warte — April 1960

Königsberger Originale aus der Kaufmannschaft

Bartel Schulz · Hieronymus Jetsch · Abraham Möller

Da finden wir zunächst in den Aufzeichnungen von Peter Salomon Michael Grube aus der Zeit von 1578—1714 von einem Kbg'er Original berichtet, dem mehrere tausend Königsberger das Geleit zu seiner letzten Ruhestätte gaben, obwohl er nur ein einfacher Heringshöker war. Die Aufzeichnungen lauten:

„Bartel Schulz: Dieses Jahr 1711 ist allhier auf dem Haberberg ein Mann begraben, welches der ehrbare Rat der Stadt Kneiphof ausgerichtet, da Herr Magister Flotwell, Kaplan im Dom, hat die Leichenpredigt halten müssen, in Gegenwart des Rates und vieler tausend Leute, so aus der Stadt dahingegangen und gefahren waren, es haben auf Befehl des Rates alle Lehnsleute, die unter dem Rat wohnhaft, in schwarzen Mänteln nebst vielen Weibern der Leiche folgen müssen, welches mächtig viel Zuschauer gegeben, und dies ist alles aus folgendem Vorsatz geschehen: Es ist gedachter Mann ein Heringshöker auf dem Kneiphof allhier gewesen, mit Namen Bartel Schulz, aus Königsberg gebürtig. Er war 1598 geboren, an 1615 hierselbst das Schusterhandwerk gelernt, nachher in die Fremde gezogen. B. Sch. brachte sich ein Weib aus dem Polnischen, welche 80 Jahre alt geworden und hat mit selbiger in Ehestand 65 Jahre gelebt und 7 Kinder gezeuget. Wie diese Frau ihm abgegangen ist selbst 90 Jahre alt gewesen und ist frisch und munter zur anderen Ehe geschritten. Da er eine Jungfer geheiratet mit selbiger wieder 22 Jahre gelebt, doch ohne Kinder, dieselbe ist ihm ½ Jahr vorher gestorben. Und er selbst hat noch 1 Jahr vor seinem Tode ohne Brille lesen können und auch ziemlich ausgehen können, wobei er doch täglich schwächer geworden und 113 Jahre nicht recht voll erlebet, er hat drei Säkulum nämlich 1500, in dem er geboren, das ganze 16. Jahrhundert bis zu Ende und das 3. Säkulum 1700 bis ins 11. Jahr erlebet. Er ist leiblicher Vater von 7 Kindern, von 21 Kindeskindern und 28 Kindeskindeskindern gewesen. Er hat Kinder nachgelassen, die zur Zeit seines Todes 75 Jahre alt gewesen und Kindeskinder von 55 Jahren. Sein Hökeramt in Heringen hat er über 75 Jahre verwaltet und seinen ganzen originellen Lebenswandel wohl beschrieben. Sein Leichentext ist aus dem 71. Psalm Davids gewesen: „Herr, verwirf mich nicht in meinem Alter, verlaß mich nicht, wenn ich schwach bin."

Von einem anderen originellen Heringshändler weiß Caspar Stein in seinem lateinischen Peregrinator bei einer ausführlichen Beschreibung der drei Städte Königsbergs, auch ihren Vorstädten und Freiheiten, wie sie also 1644 beschaffen waren, zu berichten

„Hieronymus Jetsch: Zwischen der Köttel- und Langgassen-Brücken steht an Hieronymus Fahrenheids Haus, das von seinem Großvater mütterlicherseits Hieronymus Jetsch einzig und allein aus seinem Gewinn am Heringshandel, den er im Laufe eines Jahres erzielte, gebaut worden, und das mit dem gemalten Castell, einem Schiff und drei großen und drei kleinen gekrönten Heringen und folgender Beschriftung geziert ist:

„Hering in aller Welt ich heiß,
Bin ihr König von großer Macht,
Ich hab kein Schloß, Burg noch Castell,
Ich leb', bin tot oder gefangen,
Komm' vom Westen her weit von fern.
Vor allem Fisch hab' ich den Preis,
Unzählbar reis' ich Tag und Nacht,
Im Himmel und auf Erden kein Teil,
Nach mir hat der Mensch Verlangen,
Willkommen heißt man mich sehr gern."

Diese Verse bezeugen bereits, welch ein Original der Großvater von Fahrenheid, jener Heringshändler Hieronymus Jetsch, gewesen ist und sein wollte. Zu allen Zeiten sind es die Königsberger Makler gewesen, die die meisten Königsberger kaufmännischen Originale gestellt haben. Um den sich oft widerstrebenden Interessen von Käufern und Verkäufern gerecht zu werden, mußten sie sich eine gute Menschenkenntnis aneignen und sich mit Ernst und Humor zwischen den Parteien zu bewegen wissen, was bei vielen eine gewisse Originalität hervorrief.

Noch ein Dritter sei in diesem Rahmen genannt: Abraham Möller. Er makelte zur Zeit als Richard Wagner im Jahre 1837 Kapellmeister am Stadttheater in Königsberg war, an der Königsberger Börse. Er war als Original bekannt und mancher Witz von ihm machte vor noch nicht langer Zeit die Runde in der Kaufmannschaft. Er hatte den Theaterfimmel und war mit allem, was zum Theater gehörte befreundet oder gut bekannt. Besonders aber fühlte er sich zu Richard Wagner sofort hingezogen, da er in ihm eine Originalität witterte, die der seinigen entsprach. Er hat dann auch alle aus dem gesellschaftlichen Rahmen fallenden Handlungen mitgemacht und unterstützt, wie es Wagner selber in seiner Monographie schildert. Er jagte mit einer von ihm eigens gemieteten Extrapost hinter der jungen Ehefrau Minna, geb. Planer, her, als sie zum ersten Male ihrem Ehemann ausriß, und brachte sie ihm zurück.

Wagner wirkte nur ein Jahr in Königsberg, dann nahm er eine sich ihm bietende Kapellmeisterstelle in Riga an, um dem Heer seiner Königsberger Gläubiger zu entgehen. Aber auch dort war seines Bleibens nicht lange, 1837 trieb es ihn, nach Paris zu gehen. Möller war es, der Wagner heimlich bei Nacht und Nebel aus Königsberg entgegenfuhr, als jener von Riga mit dem Wagen kommend Pillau zu erreichen suchte, um dort einen Segler nach Lübeck zu besteigen. Niemand in Königsberg durfte davon erfahren, da sonst das Heer seiner Gläubiger sich sofort auf ihn gestürzt und ihn festgehalten hätte. Da war es Möller, der ihn um Königsberg unerkannt in der Nacht nach Pillau lotste. Noch lange nach seinem im Jahre 1850 erfolgten Tode lebte dieser kuriose Makler in der Anekdote auf der Königsberger Börse fort. Man erinnerte sich, wie er oft an der Börse Schillersche Monologe rezitiert hatte usw. Er ist auch einer der ersten Vergnügungsvorsteher im erst damals entdeckten Ostseebad Cranz gewesen.

Dr. R. Pawel



Vor 150 Jahren in Königsberg

Wir lesen in den „Kgl. Preuss. Staats-, Krieges- und Friedens-Zeitungen" vom 30. April 1810:

„Literarische Anzeige. Vom 14. May dieses Jahres an gebe ich Unterricht in der Mathematik, Geographie und in den Kriegswissenschaften; auch bin ich erbötig, bis zum 1. Oct. d. J. einer großen Gesellschaft, wenn selbige ein Lokale dazu besorgt, ein Collegium über die Rechenkunst und Elementar-Geometrie gegen ein einem Jeden ganz freigestelltes Honorar wöchentl. 4 Stunden zu lesen.

Kgb. i. Pr., d. 27. April 1810

Hommeyer, Kgl. pr. Hptm. u. Lehrer d. Mathematik b. de Ecole militaire[1] u. Artl. Academie[2] in Königsberg."

„Mit meiner Blumenfabrik bin ich wiederum nach der Steindammschen Brücke[3] Nr. 21, dem Altstädt. Gemeingarten[4] gegenüber, gezogen, welches ich einem resp. Publiko zu meiner Empfehlung anzeige.

Kbg., d. 14ten April 1810.

Sophie Louise Schwarz."

[1] Diese befand sich im Hause Königstr. 65-67, Ecke Lobeckstraße. Der klassizistische Bau mit 2 vorderen Flügelhäuschen wurde 1731 nach Plänen Schultheis v. Unfrieds einstöckig erbaut. 1741 Ecole militaire. 1810 Kgl. Bibliothek, 1827 wurde das 2. Stockwerk aufgesetzt, 1901 Prussia-Museum, 1924 Archäologische Sammlung der Universität.

[2] An ihr lehrte auch der blinde Professor Ludwig v. Baczko.

[3] Genau an der Stelle, wo Koggentor und Unterrollberg in den Gesecusplatz mündeten, lag das mittelalterliche erste „Steintham'sche Thor". Vor ihm führte über den vom Schloß in den Schwanenteich (Laaktorteich) mündenten Schloßgraben die „Steindam'sche Brücke". Während das Tor bereits 1752 beseitigt worden war, erhielt sich die Brücke bis 1867, wo der uns bekannte Gesecusplatz aus dem „Platz am Alten Hospital" (später Schloßdammgasse), der noch heute vorhandenen, aber bedeutend längeren „Altstädt. Pauperhausgasse" und der „Danziger Kellergasse" unter Abbruch des Alten Hospital, der an Stelle des Altstädt. Pauperhauses erbauten Sauterchen Mädchenschule und anderer Häuser und dem Zuschütten des Schloßgrabens geschaffen wurde.

[4] Das „Clubhaus" der mittelalterlichen Zünfte. Später „Jubiläumshalle".

Geschichte eines Patrizierhauses

Hintere Vorstadt Haus 48 (spät. Vorstädt. Langgasse)

Die Geschichte dieses Hauses ist für manche ähnliche Patrizierhäuser typisch und von gewissem kulturhistorischem Reiz. Das kleine Haus, das bis zum Jahre 1938 in seiner ursprünglichen Bauart zwischen großen vierstöckigen Häusern, die neben ihm im Laufe der Jahre emporgewachsen waren, erhalten blieb, war ein Beispiel für die schöne Bauweise aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts.

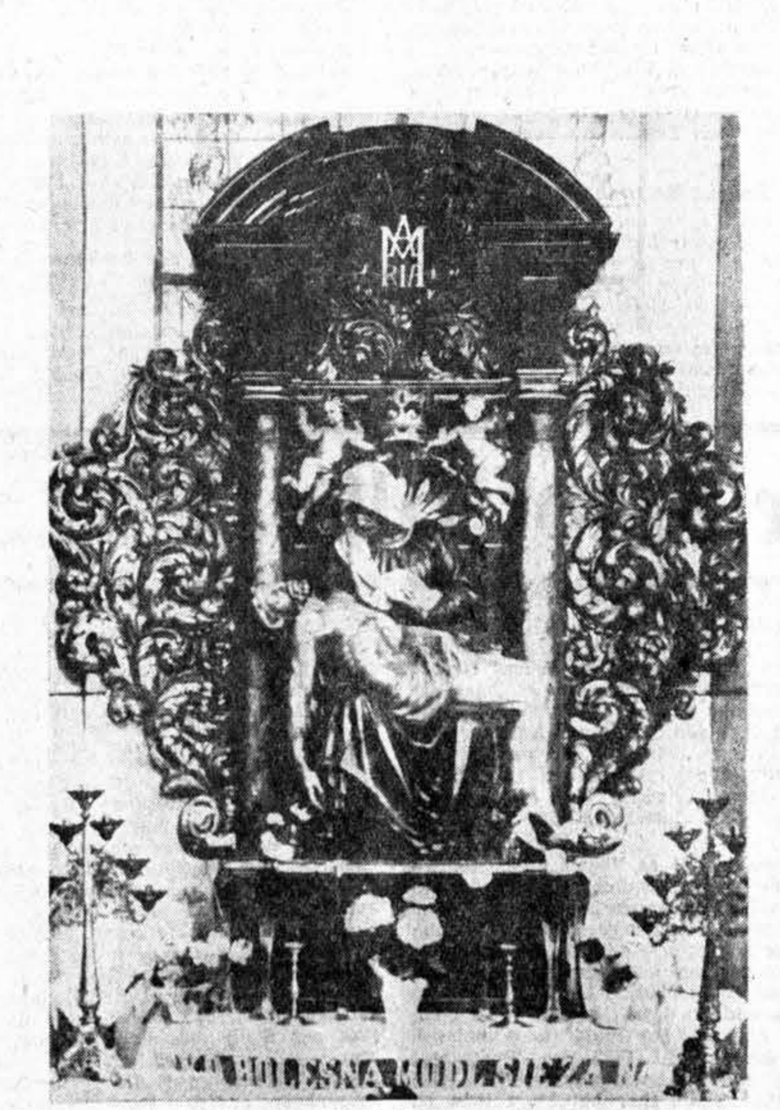
Auf dem Brandschutt der großen Feuersbrunst von 1811 hat sich der Kaufmann und Assessor (damal. Bezeichnung für die Stiftsvorsteher) Becker dieses Haus gebaut. Es war in schönen Formen errichtet, auch gehörte ein großer Garten hinter dem Hause dazu, an dessen Ende ein hübsches Tempelchen mit Ausblick auf die zum St. Georgshospital gehörenden Wiesen. Man betrat zuerst eine große Eintrittsdiele, wie sie in alten Patrizierhäusern damals üblich war, um die herum sich die Kontorräume gruppierten, während das 1. Stockwerk 6 große Räume, Küche und Speisekammer aufwies. Eine schöne Holztreppe führte zu den beiden Mansardenzimmern, an die sich weitere Kammern anschlossen. Weiter aufwärts gelangte man auf den großen die ganze Grundfläche ausfüllenden Boden.

Etwa 1830 verkaufte Becker das Haus an Marcus Cohn, den Gründer der nachmaligen bekannten Seerederei Marcus Cohn & Sohn. Dieser schenkte es seinem Schwiegersohn Leo zu dessen Hochzeit, der später selbst alleiniger Inhaber der Firma wurde. Übrigens erhielt Leo in späteren Jahren wegen seiner Verdienste um die Stadt Königsberg den selten verliehenen Titel „Stadtältester". Aus jener Zeit, da das Haus Hintere Vorstadt 48 als Hochzeitsgeschenk für ihn hergerichtet wurde, stammt die gediegene Inneneinrichtung, wie das herrliche Sternparkett, mit Ebenholz ausgelegt, die hohen Fenster mit den Spiegelscheiben, die neuartigen Bronceschlösser, die feingegliederten schwarz-goldenen Türen mit den Drückern aus Bronce und Ebenholz, die Mahagonifensterknöpfe usw. Von den künstlerisch schönen Öfen mit den davor eingelegten Marmorplatten war besonders der grün glasierte Kamin in der 1. Etage bemerkenswert, der an einer Seite eine in Terrakotta ausgeführte Nachbildung des bekannten Gemäldes hatte, das den reichen Kaufherrn Fugger beim Verbrennen der kaiserlichen Schuldscheine zeigt.

Etwa im Jahre 1880 ging das Haus im Kaufwege an den Borsten- und Fellhändler Zacharias, die Wohnung aber bezog der Linsenhändler Hermann Seelig. Schon 1884 kaufte es dann der Getreidekaufmann Max Pirsch für den für die damaligen Verhältnisse ziemlich hohen Preis von 70 000 M. Das Haus wurde geräumt und neu instandgesetzt, dann wurde die eine Hälfte des Erdgeschosses für die Geschäftsräume der Firma M. Pirsch hergerichtet, die andere Seite bezog die neu gegründete Kolonialwarenfirma Heygster & Eschle.

Im Erbgang ging das Haus 1901 an Walter Pirsch über, der es bis zu der schrecklichen Brandnacht im August 1944 bewohnte.

Dr. R. Pawel



Der Marienaltar aus der Klosterkirche zu Oliva ist als eines der schönsten barocken Kunstwerke erhalten geblieben und schmückt heute einen Nebenaltar des Gotteshauses. Foto Schneege

Ostern in Ostpreußen

In dem Pferdeland Ostpreußen, in dem jeder Bauer und Landwirt es sich zur Ehre anrechnete, eine möglichst stattliche Zahl edler, feingliedriger Halbblüter Trakehner Abstammung zu züchten, begann mit dem Frühjahr für die Pferdeherden wieder die ungebundene Zeit des Austreibens auf die Koppeln. Während im Gegensatz zu gewissen Gegenden Schlesiens und des Sudetenlandes die Saatenritte zum Osterfest in Ostpreußen nicht bekannt waren, bürgerte sich in den letzten Jahrzehnten auf ostpreußischen Gutshöfen immer mehr die Sitte eines Osterrittes ein, der von ganz anderen Voraussetzungen ausging als die Erntesegen erbittenden, altüberlieferten Feldumritte. — Nachdem am Ostermorgen die Gäste des Guts- und Gestütsherren eingetroffen waren und ein osterfestliches Frühstück eingenommen hatten, bestieg man die Pferde zum ersten Ausritt in die frühlingsjunge Welt. Die Reiterschar trabte die baumbestandenen Landwege entlang zu den Weiden, über die oft noch ein kalter Ostwind wehte. Hier, auf den weiten, ebenen Flächen, wurden die Zügel freigegeben zum ersten langen Galopp des Jahres. Es sollte den Pferden, diesen edlen Geschöpfen, am Ostersonntag gewissermaßen der Weg in die Freiheit des Frühlings gezeigt werden. Und stets war es bei diesen Osterritten in ostpreußischem Land, als ob die Tiere die Luft und Lust der ihnen bevorstehenden Freiheit ahnten. Sie hoben witternd ihre Köpfe in den Wind, und helles Wiehern klang immer wieder über der Reiterschar, die hier auf einem Hügel, dort am Waldrande verhielt und Umschau hielt über der frühlingsahnenden Heimaterde, die sie sich auf dem Rücken ihrer schönsten Tiergefährten zum ersten Male im Jahresablaufe erschloß. Auf einigen Gütern war es gute Sitte geworden, im Anschluß an den morgendlichen Osterritt gemeinsam mit den Reitergästen und den Gutsleuten den Ostergottesdienst zu besuchen.



Weg eines Dichters / Aus dem Leben und Schaffen von Rudolf Naujok

Einer der bekanntesten ostdeutschen Autoren ist der Memelländer Rudolf Naujok, der heute in dem idyllischen Taunusstädtchen Camberg eine neue, oft von ihm schon beschriebene Heimat gefunden hat. Wer den über Fünfzigjährigen in seinem eigenen schönen Hause besucht und ihm in seinem Arbeitszimmer im Gespräch gegenübersitzt, findet einen gedankenvollen, aber klaren und ernsten Menschen, der gleichwohl viel Humor und Esprit entwickeln kann. Es scheint, als hätte er mit leichter Hand das Leben gemeistert, aber wer von den schweren Jugendjahren erfährt, von früher Not und frühem Alleinsein und wer einen Blick in seine Bücher wirft, der weiß, daß diese Ausgeglichenheit über Krisen und manche Ausweglosigkeiten erworben werden mußte. Bemerkenswert ist, daß er eben nur nebenbei schreibt und daß, wie mancher Kritiker bemerkt, es ihm augenscheinlich immer eher darauf ankommt, etwas vom Leben einzufangen als eigentliche Literatur zu machen.

Seine Einbeziehung in einen magischen oder romantischen Realismus scheint eine Seite seines Wesens zu treffen. Er schreibt Romane, Erzählungen, Gedichte und vor allem Kurzgeschichten, die gegenwärtig viel in der deutschen Presse erscheinen, auch außerhalb der ostdeutschen Vertriebenenzeitungen. Sein Ton ist natürlich und lebendig, immer geht es ihm um das Wesentliche, den Sinn des Geschehens, den seelischen Gewinn. Er kann reizend oberflächlich sein — aber was ist Kern und was ist Schale? In einer Art mystischem Pantheismus scheint Gott und die Natur wie auch der Mensch mit dem gleichen liebenden Blick zu umfassen möglich zu sein, und darin ist er wohl auch echter Ostdeutscher, daß religiöse Grübelei um die verwünschten letzten Fragen, wenn er sie auch immer mit einem Seufzer fortwischt oder mit einem Lächeln übergoldet, mit zu den Dingen gehört, die ihn quälend beglücken wie zerstücken und damit formen.

Doch bleiben wir bei dem Faßbaren. Dies sind seine Bücher: „Das Memelland in der Dichtung", eine Abhandlung. Die Romane: „Gewitter am Morgen", „Frau im Zwischenland", „Die Silberweide", „Vincenz und Jadwiga", „Bring uns die Mutter" und „Die Zeit der hellen Nächte" (Bertelsmann-Lesering). Die Erzählungen: „Daheim am Strom" und „Das Lächeln der Guten". Der Jugendroman „Der Herr der Düne", der jetzt in einer neuen Arbeit „Der Strom schlägt zu" ein Pendant finden wird. Gedichte und Aphorismen, Plaudereien und Abhandlungen aller Art, wie neuerdings über das ostdeutsche Jugendbuch, das auch in fremde Sprachen übersetzt wurde, und vor allem Kurzgeschichten, heitere wie ernste — mögen sein Schaffen abrunden. Mit Martin Kakies brachte er das beliebte Jugendbuch „Ostpreußen erzählt" heraus. Ansprachen vor den ostdeutschen Vertriebenen, Fachaufsätze über Pädagogik und Erziehung, vor allem methodische und organisatorische Fragen der Heilpädagogik und Taubstummenbildung, in der er arbeitet, interessieren ihn ebenso.

Die Presse ist ihm mit hervorragenden Beurteilungen entgegengekommen. Greifen wir ein paar Sätze heraus, die ihn gleichzeitig charakterisieren: Die Hagener Zeitung über „Daheim am Strom": „Dieses ist eins von den nicht alltäglichen Büchern, die man beim Lesen immer lieber gewinnt. Es erinnert an Löns, aber mehr noch schaut einen zwischen den Zeilen das gute und traute Gesicht Andersens an. Und doch ist alles voller Eigenart und gehört zum Besten, was uns deutsche Erzählkunst je beschert hat."

Die Neue Zeit, Frankfurt, über „Das Lächeln der Guten": „Naujok ist eine echte Begabung mit dem Stil eines besinnlichen Temperaments. In seinen eindrucksvollen Sätzen steckt die Kraft der inneren Auseinandersetzung. Er weiß sehr wohl um den Kampf zwischen Gut und Böse und dem Leid als integrierendem Bestandteil des Lebens."

Der Frankfurter Sender über dasselbe Buch: „Wiederum ein formvollendetes Buch dieses überragenden Erzählers, der von Buch zu Buch tiefer und selbstverständlicher in die erlesenen Bezirke reifster Epik vordringt. Sämtliche Novellen sind in Fabel wie Diktion hervorragend zu nennen, einige Problematik erinnert an Steinbecks „Menschen und Mäuse", dürfte jedoch heute schon zum Bleibenden im gegenwärtigen deutschen Schrifttum zählen. Hier ist ein ebenso reiner wie unbedingter, ein gleicherweise objektiv wie zart empfindender Geist und Charakter am Werk, dem wir unsere vorbehaltlose Bewunderung zollen."



Foto Schmidt-Camberg

Von diesem so enthusiastisch beurteilten Buch sind etwa dreißig Exemplare in zehn Jahren verkauft worden und der Frankfurter Sender hat auch niemals die Zeit gefunden, sich einmal nach dem Mann umzusehen, den er so hervorragend beurteilt und der nur vierzig Kilometer von ihm entfernt wohnt. Es scheint also zwischen Literaturkritik auf der einen Seite und Publikum, Verleger und Absatz auf der anderen eine Verbindung nicht mehr zu bestehen, oder hat der Bestsellerrummel und die littérature engagée alles in einer mächtigen Welle überspült? Andere Bücher, oft weniger wertvolle, haben gute Verbreitung gefunden, alles in allem mögen die Bücher dieses ostdeutschen Autors in etwa 80 000 bis 100 000 Exemplaren erschienen sein, wobei man bemerken muß, daß ganze Auflagen in Ostdeutschland zurückblieben (Korn-Breslau) andere bei Großangriffen auf Leipzig verbrannten und einige bei der Umstellung auf die neue Währung der Ungunst der Zeit zum Opfer fielen. Es sind diese Tatsachen zugleich als Schicksale der heute etwa in den Fünfziger stehenden Dichter, insbesondere der ostdeutschen, die ihre Verlage verloren, zu werten. Außer den Buchlesern hat Naujok eine besonders treue Gemeinde von Zeitungslesern, so wurde sein Nachkriegsroman „Bring uns die Mutter" von siebzig Blättern abgedruckt, unter anderem von der „Frankfurter Neuen Presse" und der „Berliner Morgenpost".

Was die geistige Seite seines Schaffens anbetrifft, so ist bemerkenswert, daß er nicht von philosophischen oder weltanschaulichen Konzeptionen ausgeht. „Auf dieser Basis entsteht kein Mensch, da in einem einzigen Hirn zugleich oder hintereinander alle Weltanschauungen Platz haben", sagt er. Er liebt es, bodenständige, runde Menschen darzustellen, die Bauern und Fischer seiner Heimat, wobei Lehrer und Pfarrer auch zu den bodenständigen oder sinnerfüllten Berufen gehören. Es ist von ihnen etwas zu sagen, was alle angeht. Das Gleichnishafte jedes Lebens, das Gelenkte und Getriebene, die Prädestination interessieren ihn. Er hat es gern, wenn das Einzelschicksal mit dem Volksschicksal konform geht. Das Preußische mischt sich bei ihm mit dem Liberalen und Humanen, das Protestantische und manchmal Revolutionäre mit pantheistischen, lebensumfassenden und lebensfrohen Elementen in seltsamer Weise.

Die Schicksale seiner Menschen haben auch im Ausweglosen etwas Tröstliches. Kriminelles, Hypermodernes darzustellen, scheint er außerstande zu sein. Er schreibt in einer geringen Distanz zu seinen Figuren, denen Wärme, Verstehen und Sympathie auch im Bereich ihrer Schuld und gerade da immer erhalten bleiben. Er ist erschreckend natürlich und oft erschreckend unabhängig vom Konventionelles. Die Antriebe seines Stiles kommen aus dem Lyrischen und Dramatischen, seine Epik ist daher beschwingt und bewegt sich in kurzen, oft doppelbödigen Sätzen. Ein wenig Ironie und Persiflage leuchtet oft auf, aber im wesentlichen schreibt er ernst, naturverbunden und in einer undogmatischen, unaufdringlichen Religiosität.

Das Leben liegt bei ihm, so spürt man es, in den sicheren Händen einer transzendenten Macht. Deswegen findet man bei ihm auch nichts Diabolisches, Nihilistisches und kein Schweigen in Krisenhaftem oder Katastrophenstimmungen, kein Wort von der Verworfenheit des Menschen. Seine Welt ist trotz Schuld und Sünde letztlich heil. Er ist daher kein moderner Autor, aber einer, den die zerstückte Welt noch immer — oder schon wieder, wer wollte das entscheiden — ohne Angst und Skepsis in sich wiedererstehen läßt. Etwas Einfältiges, Frischfröhliches und Lebensgläubiges, was auch Todesgläubiges ist, rührt einen in seinen Büchern an. Vermutlich hat er so viel Negatives in sich, daß er sich eine ausschließliche Therapie des Positiven leisten kann.

H. Sch.

KULTURELLE NACHRICHTEN

Großes Bundesverdienstkreuz für Bischof Splett

Der Bischof von Danzig, Dr. Carl Maria Splett, erhielt in einer Feierstunde vom nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten Meyers das ihm vom Bundespräsidenten verliehene Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland überreicht. Der 1938 zum Bischof von Danzig ernannte Dr. Splett war 1948 von einem sowjetisch-polnischen Gerichtshof zu acht Jahren Gefängnis verurteilt worden. Ende 1956 wurde der Bischof aus volkspolnischem Gewahrsam nach Westdeutschland entlassen.

Corinth-Film ausgezeichnet

Mit einer Kulturfilm-Prämie von 15 000 DM wurde der Farbfilm „Lovis Corinth — ein Leben in Bildern", den die Knoop-Film-Produktion anläßlich der großen Corinth-Ausstellung des Volkswagenwerkes in Wolfsburg gedreht hatte, vom Bund ausgezeichnet. Der Kulturfilm wird im Beiprogramm zu dem Kurt-Hoffmann-Film „Lampenfieber" zur Zeit in der Bundesrepublik gezeigt.

Konrad Koch 60 Jahre

Am 19. April kann der Verlagsbuchhändler und ehemalige österreichische Konsul Bernhard Koch, der Inhaber der im Jahre 1722 gegründeten traditionsreichen Buchhandlung Gräfe & Unzer seinen 60. Geburtstag begehen. Das imposante „Haus der Bücher" am Paradeplatz in Königsberg, dessen Leitung Bernhard Koch 1927 übernahm, war nicht nur für jeden Ostpreußen ein Begriff, sondern auch für jeden geistig interessierten Menschen, der einmal ostpreußische Erde betrat. Nach der totalen Zerstörung von Gräfe & Unzer und nach der Vertreibung ist es Konsul Koch gelungen, die alte Firma aus dem Nichts wieder zu einme bedeutenden Unternehmen aufzubauen: den Verlag in München und die Buchhandlung mit großer Versandabteilung in Garmisch-Partenkirchen. Das reichhaltige Verlagsverzeichnis und der umfangreiche weihnachtliche Bücherkatalog, der in vielen zehntausenden Exemplaren bis weit ins Ausland geht, beweisen, daß der gebürtige Süddeutsche seiner Wahlheimat Ostpreußen auch in schweren Zeiten treu blieb und daß ihm ihre Belange heute wie früher innig am Herzen liegen.

München erwarb Halbe-Archiv

Der fast vollständig erhaltene, von der Tochter des Danziger Dichters und der Max-Halbe-Gesellschaft betreute Nachlaß Max Halbes wurde von der Stadt München erworben. Halbe, der kurz vor Kriegsschluß in München gestorben ist, hinterließ neben den Handschriften fast sämtlicher Werke auch einen noch unveröffentlichten umfangreichen Briefwechsel, u. a. mit Rilke, der aufschlußreich für das Geistesleben der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ist, Tagebücher und tagebuchartige Briefe an seine Frau.

Neueröffnung mit Berliner Künstlern

Die erneuerte Städtische Galerie im wiederhergestellten Stadtschloß von Oberhausen wurde mit einer Ausstellung „Berlin — Deutschlands Hauptstadt" eröffnet, die Bilder von Menzel, Liebermann, Corinth, Slevogt, Käthe Kollwitz und zeitgenössischen Künstlern umfaßt.

Die Stadt Tilsit / Ostpreußische Geschichte am Beispiel einer Stadt

(Fortsetzung)

Einmalig in der Geschichte ist die große Zahl der Städtegründungen in den ersten zweihundert Jahren der Ordensherrschaft im Kulmer und Löbauer Lande und in den altpreußischen Gauen Pomesanien, Pogesanien, Ermland, Natangen, Barten, Samland, Nadrauen, Schalauen, Sudauen und Galinden.

Große Scharen deutscher Siedler müssen damals ins Land geströmt sein, haben an ‚ihren' Städten mitgewirkt und sich dann in ihnen als Kaufleute, Krüger, Handwerker usw. niedergelassen; denn nicht alle wollten Dorfbewohner werden. Nichtdeutschen aber ist damals bei hoher Strafandrohung bei Zuwiderhandlung nur die Besiedlung außerhalb der Bannmeile der Städte gestattet worden.

So war es auch dazumal in Thorn, der Königin aller Weichselstädte, die 1230 von Hermann Balk gegründet und im Jahre darauf von Siedlern vom Rhein, aus Westfalen und Niedersachsen schon erbaut war. Manche dieser Städte sind im Wechsel der Zeitläufte in Vergessenheit geraten und träumten, eingedenk der Jahreszahl ihrer Gründung. von einstiger Bedeutung. Und wenn auch anstelle der ordenszeitlichen kulmischen, lübischen oder magdeburgischen Rechte durch die Städtegesetzgebung im 19. Jahrhundert die neue „Städteordnung" getreten war, so wurden noch immer alte Privilegien und Bräuche hochgehalten und gepflegt.

Anderen vom Orden zu Städten erhobenen Orten erging es wieder so, daß sie Jahrhunderte danach als Städte aus irgendwelchen Gründen nicht anerkannt wurden und deshalb die Stadterhebung vom jeweiligen Landesherrn erst wieder erbitten mußten, also von dessen Gunst und Gnade abhängig waren. Ein Musterbeispiel hierfür dürfte Insterburg in Nadrauen sein, das bereits 1342 erbaut und ‚bestätigt' worden ist. Weil aber die unverschämten Landforderungen der Insterburger „über dermaßen" Herzog Albrecht erzürnt hatten, versagte er ihnen die Stadtwerdung und gab lediglich voller Ingrimm am 7. März 1481 den „Zulaß zur Anlegung des Stettleyns Inster." Jedenfalls hat erst der für den schwachsinnigen Albrecht II. regierende Markgraf Georg Friedrich von Ansbach am 10. Oktober 1583 Insterburg das Stadtrecht verliehen.

Noch schlechter ist es Ragnit ergangen, wo Burg und Flecken (Ansiedlung bekehrter Schalauer) schon 1289 bestanden haben. Nach vielen Petitionen, denen die unbegreiflichen Argumentationen der königlichen Räte entgegenstanden, „daß Ragnit der nur eine Meyle entfernt gelegenen Stadt Tilsit Nachtheil und Abbruch im Commercio, auch in der Brau- und ander Nahrung thun könnte", hat Friedrich Wilhelm I. schließlich am 6. April 1772 das Stadtpatent unterschrieben. Der Soldatenkönig hatte sich durchgesetzt. Ragnit aber hat bis zuletzt im Schatten Tilsits gelebt.

Zu den ältesten ordenszeitlichen Städten im späteren Westpreußen zählen Elbing (1246), Marienburg (1276), Christburg (1290) mit magdeburgischem Recht, Tolkemitt (1299), Deutsch-Eylau (1305), Rosenberg (1315), Riesenburg (1330), Bischofswerder und Freystadt (1331) und Marienwerder (1336). Die erste Stadtgründung im heutigen Ostpreußen war Königsberg, 1258 als ‚regelrechte' Stadt — Dreistädtestadt — erbaut. Allerdings ist Memel, vom livländischen Schwertbrüderorden gegründet und erbaut, noch älter (1252). Es folgten Braunsberg (1284) mit lübischem Recht, das von Holländern gegründete Preuß. Holland (1290) und Fischhausen (1299).

Als im 14. Jahrhundert das Land schon befriedet war, nahmen die Stadtgründungen natürlich zu. So entstanden damals Wormditt (1308), Frauenburg und Heilsberg (1311) mit lübischen Rechten ausgestattet, Mehlsack (1312), Liebstadt und Kreuzburg (1315), Saalfeld (1320), Gilgenburg (1326), Mohrungen (1327), Mühlhausen (1329), Bartenstein (zwar 1328 erbaut, aber erst 1332 mit Stadtrecht ‚begnadet'), Friedland (1334), das aus dem Ort ‚Landstraß' entstandene Landsberg (1334), Liebemühl und Osterode (1335), Rössel (1337), Seeburg (1338), Wehlau (1339), Soldau (erbaut 1340, aber erst 1344 zur Stadt erhoben), Schippenbeil (1351), Zinten (1352), Allenstein (1353), Preuß. Eylau (1360), Wartenburg (1364), Neidenburg (1381), Passenheim, aus dem Dorf Heinrichswalde hervorgegangen (1386), Bischofsburg (1395) und Gerdauen (1398).

Im 15. Jahrhundert wurden gebaut bzw. gegründet: Sensburg und Domnau (1400), Nordenburg (1404), Drengfurt (1405) und Lyck (1425), aber auch erst 1633 durch Herzog Albrecht zur regulären Stadt erhoben. Daneben sind natürlich eine Unzahl von Ordensburgen und Schlössern damals gebaut worden, die zum größten Teil längst versunken sind.

Als der Orden sein Land bereits als polnisches Lehen verwaltete, wurde 1473 noch das Städtchen Barten gegründet.

Im 16. Jahrhundert ist man dann schon sparsamer mit Stadtrechtsverleihungen gewesen, und zwar waren es ungefähr nur acht, darunter Tilsit (1552).

Im 17. Jahrhundert sind sogar nur Labiau, das ehemalige Lischke (1642) und Johannisburg (1645) zu Städten erhoben worden; denn es war ein bewegtes und kriegerisches Jahrhundert. Noch niemals hatte die Provinz soviel Drangsal erleiden müssen wie jetzt, da sich Schweden und Polen fortwährend im Lande breitmachten. Dazu kam auch der berüchtigte Tatareneinfall, der fast die Hälfte des Landes verwüstete und unsägliches Leid über die Menschen brachte. Ganze Dörfer sind damals entvölkert, ihre Bewohner in die Sklaverei bis in die Türkei verschleppt worden.

Dagegen sind im 18. Jahrhundert unter dem Soldatenkönig wieder eine ganze Reihe neuer Städte entstanden. Wenn der Siebenjährige Krieg und die jahrelange Okkupation nicht gewesen wäre, so hätte man wahrscheinlich noch mehr Orte zu Städten gemacht.

Bei den „Nachgründungen" ordenszeitlicher Städtchen hat immer ein bißchen Eitelkeit mitgespielt, denn jeder Fürst legte Wert darauf, durch Stadtgründungen in die Geschichte einzugehen.

In der fast siebenhundertjährigen Geschichte ostpreußischer Städte darf Eydtkuhnen aber nicht fehlen. Der nur eingie tausend Seelen zählende Grenzort erhielt, obwohl die jüngste Zeit recht sparsam mit Neugründungen war, 1926 das Stadtrecht und war damit die jüngste Stadt Ostpreußens, wenn nicht gar Deutschlands. Sie war nicht einmal zwanzig Jahre alt, als auch über sie das furchtbar Geschehen hereinbrach.

(Wird fortgesetzt.)

DIE STILLE STUNDE

Unterhaltungsbeilage der Ostpreußen-Warte

Das Osterwasser

Von Margarete Kubelka

Der alte Michael Mieg war ein Sonderling. Wenigstens behaupteten das die Leute in Klein-Hirschhorn, wo er seit 15 Jahren beim Bauern Gollath zur Untermiete wohnte. Er hatte dort eine kleine Kammer, deren weißgetünchte Wände über und über mit Bildern beklebt waren: alten, verblaßten Fotografien, Zeitungsausschnitten und Postkarten. Es waren Bilder von der Kurischen Nehrung, von den masurischen Seen, dem Ostseebad Cranz, der Stadt Allenstein und dem Rathaus in Tilsit. Auf manchen Bildern waren auch nur Pferde zu sehen — schwere, kräftige Ackergäule und schmale, nervöse Hengste aus Trakehnen.

Wenn der Bauer Gollath seine Pferde anspannte oder die Kathrin die Kühe auf die Weide trieb, legte Michael Mieg sich ins Bett, zog die Vorhänge zu und versuchte zu schlafen. Aber der Schlaf war sein Feind geworden, er wollte nichts mehr von ihm wissen und mied ihn ebenso beharrlich wie der alte Mieg die Pferde, Kühe und Schweine seines Mietsherren. Dafür stellte sich die Erinnerung ein. Die freilich war nicht mehr die sanfte, singende Fee von einst, die kleine Begebenheiten wie Kieselsteine hervorholte und sie aufblitzen ließ — nein, sie war eine boshafte, alte Frau, die ihn peinigte und ihn nicht zur Ruhe kommen ließ.

„Das hast du auch alles einmal gehabt", sagte sie kichernd und stach mit spitzen Stökken nach ihm, die alte Schmerzen wieder neu aufbrechen ließen." „Das und noch viel mehr." Der frühere Bauer Michael Mieg fühlte dann, wie der Schweiß in kleinen Tröpfchen seinen dürren Altmännerkörper hinunterlief und sein Herz plötzlich zu eng wurde. Eine Hand krallte sich daran fest und versuchte es größer zu machen. Aber es gelang ihr nicht und verursachte nur Schmerzen.

Michael Mieg kränkelte so dahin. Er hatte Asthma und Rheuma, Stiche in der Brust und im Kopf ein dumpfes Hämmern. Er war auch schon zweimal beim Arzt gewesen, aber die Tropfen, die auf der Zunge das bittere Gefühl im Herzen wiederholten, und die runden weißen Tabletten hatten kaum länger geholfen als eine Stunde, in der die Hoffnung noch neu war.

„Ihre Krankheit ist seelischer Art", hatte einer von den Herren gesagt und ihm den guten Rat gegeben, sich mit dem Vergangenen abzufinden. Wie der sich das wohl dachte!

Und nun nahte zum fünfzehntenmal das Osterfest, seit Heimat und Habe für immer versunken waren. Im Garten des Bauern Gollath steckten die ersten Schneeglöckchen ihre grünen, schmalen Spitzen aus der Erde, und die Kater begrüßten allnächtlich auf ihre Weise maunzend und spektakelnd den Frühling. Michael Mieg merkte freilich wenig davon. Er hatte keine Lust, seine vier Wände zu verlassen, die auf bedrucktem Papier Dinge konservierten, die der alte Mieg für einzig bemerkenswert hielt.

„Übermorgen ist Ostern", sagte die bucklige Resi, die ihm immer das Essen auf die Stube brachte. „Sie sollten vom Osterwasser trinken, aus dem Bickler-See, nur zehn Minuten von hier. Das hilft immer. Die Tochter von meiner Kusine, die Marianne, hat wieder gehen können, als sie es getrunken hatte, obwohl sie schon seit zwei Jahren im Rollstuhl saß. Aber man muß es vor Sonnenaufgang trinken und darf kein Wort sprechen, bevor der letzte Schluck die Kehle hinuntergelaufen ist."

Michael Mieg lachte sein kurzes, verächtliches Lachen. Osterwasser! Wenn er das schon hörte! Die Leute hier machten sich die Sache einfach.

Aber dann kam der Briefträger und der Dorfschulze, dann fand der Bauer Gollath zehn Minuten Zeit, und sogar der studierte Gollathsohn aus der Stadt fand den Weg in die Kammer mit den vergilbten Bildern. Sie alle sagten dasselbe: Trink vom Osterwasser und du wirst gesund!

Allmählich begann Michael Mieg schwankend zu werden. Vielleicht war doch etwas dran an der Sache mit dem Osterwasser?! Und: helpt es nich, so schoadt es nich, wie man zu Hause sagte.

Am Ostermorgen verließ der alte Mieg schon frühzeitig sein Bett und schob die Träume beiseite, die sich an ihn klammern wollten. Als er die Haustür aufmachte, ströhmte kühle, klare Luft herein und überfiel ihn wie eine lang vergessene Mahnung. Keuchend pumpte er die ungewohnte Herrlichkeit in seine Lungen und stand eine Weile wie betäubt. Dann stakste er mit langen, unsicheren Schritten über den Hof. Ein Schwein grunzte kehlig in seinem Verschlag und ein Sperling schilpte munter hinter ihm her. Die Welt war voll ungewohnter Geräusche, die an seinem Herzen zerrten und es unsicher machten.

Das Gras auf den Wiesen war noch feucht. Im Norden stand eine undurchsichtige, schwarze Wand; das war der Wald. Und eine Katze lief mit großen, eiligen Sprüngen von ihren nächtlichen Abenteuern nachhause. „Wald", dachte der alte Mieg. „Wald, Gras, Katze, Stein . . ." Er ließ diese ungesprochenen Worte auf seiner Zunge zergehen wie ein Stück Schokolade, süß, klebrig und beseligend, das die Mutter ihm vom Krämer mitgebracht hatte, als er noch ein wirrschopfiger barfüßiger Junge gewesen war.

Der Bichler-See lag schwarz und reglos zwischen Erlen und Weidensträuchern. Michael Mieg bückte sich und schöpfte das Wasser aus der hohlen Hand. Es schmeckte herb und fast ein wenig bitter, aber es war anders, köstlicher als die lauwarme Flüssigkeit aus der Leitung, für die eine winzige Umdrehung an dem zerkratzten Messinghahn genügte. Als er sich aufrichtete, ging im Osten die Sonne auf. Sie war ein rötlicher Ball, strahlend und schimmernd und voll unbestimmter Verheißung. Sie war hier in der Fremde ebenso groß und unbestechlich wie auf den weiten östlichen Feldern, die in der Erinnerung eine immergrüne Saat beherbergten.

Auf dem Heimweg summte der alte Mieg vor sich hin. Es war ein altes Kinderlied, und er holte die Töne aus seiner Erinnerung hervor und ließ sie zwischen den Zähnen wieder Wirklichkeit werden.

„Das Osterwasser hat geholfen", sagte der Bauer Gollath, als er seines Mieters ansichtig wurde.

Und Michael Mieg nickte und sang noch in seiner Kammer vor sich hin: „Goldne, goldne Brücke . . ."

Die Oken, Darwin, Spencer, Lamarck,
was lehrten sie dich? Im Grunde Quark!
Und wenn dein Schädel dir auch noch so brummt,
das Weltgeheimnis hält sich klug vermummt.

ARNO HOLZ



In der Koppel / Holzschnitt von Emmi v. Lilljeström

Alfred Kröhnke:

Wie der Osterhase ins Land Wursten kam

Als sei er leibhaftig aus dem „Braunen Buch" von Hermann Löns herausgestiegen, so zog jetzt mit dem erwachenden Jahr der Schäfer auf dem Seulshof im alten Bauernland Wursten seinen Schafen voraus über die weiten Heideflächen seine beiden Hunde „Greif" und „Faßan" umsprangen die Herde und sorgten für Ordnung. Ob der Ähnlichkeit von Gestalten und Landschaft hätte man geneigt sein können, den Schäfer mit „Jürn" anzureden; der freilich hätte in seiner gelassen-fröhlichen Art, mit dem einen ihm verbliebenen Auge lustig zwinkernd, gefragt: „Wer is denn dat? Den kenn ick nich!" Man hätte vielleicht von ihm erfahren können, daß er Johann Seul, der Zweitsohn und Schäfer auf dem Seulshof sei, und sein kleiner Begleiter sei nicht etwa sein Neffe Hein, sondern Bruno Flink, der nach dem Kriege mit seinen Eltern hierher gekommen sei aus Ostpreußen.

Sie freuten sich alle des sich andeutenden Frühlings: der Schäfer, der nicht mehr faul in Haus und Hof herumzuliegen und dumpfe Stalluft zu atmen brauchte; die Schafe, deren Auslauf nicht mehr so beschränkt war wie im Winter und die nun wilder herumsprangen, als es sonst Schafsart ist; die Hunde, die nun wieder Arbeit hatten und immer wieder die Herde zu Ruhe und Ordnung mahnen mußten; und nicht zuletzt Bruno Flink, der jetzt wieder wie im Vorjahre mit Johann Seul und seiner Herde, mit welch beiden ihn eine tiefe Freundschaft verband, über die Heide streifen konnte. Mutter Flink hatte nichts dagegen; es war schon zu nahe an Ostern, als daß er dadurch für die Schule viel versäumen konnte, und die Zeugnisse waren wohl auch schon geschrieben.

Dazu kam, daß Bruno mit Johann Seul noch viel zu besprechen und zu verabreden hatte, das Osterfest betreffend. Das stammte noch vom vorigen Ostern her, wo Bruno einen großen Kummer erlitten hatte, den man sich vorgenommen hatte, in diesem Jahre wettzumachen.

Ostern vorigen Jahres nämlich war Bruno, der auf dem Seulshof so gut wie zu Hause war, schmakostern gegangen, wie es die alte Sitte seiner Heimat erheischte: Man mußte möglichst früh kommen, um Schläfer durch leichte Schläge mit einem Tannenzweig auf die nackten Füße zu wecken und dabei Segenswünsche für Glück und Gesundheit zu murmeln, und der Schmakosterte war nach demselben Brauch zu einer Gegengabe, meistens einem schönen Osterei, verpflichtet.

Der Bauer Heinrich Seul hatte die Geste falsch verstanden und vielleicht ein wenig unwirsch ob des ungestümen Weckens erstaunt gesagt: „Na hör mal, Bruno! auf ein paar Eier kommt es mir ja nicht an! Aber das hast du doch wohl nicht nötig!" Bruno war glutrot angelaufen und schneller verschwunden, als ihn sonst seine raschen Füße trugen. Nein! Er hatte es wirklich nicht nötig zu betteln! Es ging ihnen als Flüchtlingen sogar recht gut. Sein Vater hatte sich sogleich seines Maurerhandwerks besonnen, das er in seiner Jugend gelernt hatte. So hatte er sich und den Seinen bald ein hübsches Häuschen gebaut im Lande Wursten und war seitdem ein vielgesuchter Maurer und Baumeister.

Aber Bruno hatte ja gar nicht betteln wollen; er wollte vielmehr einen schönen alten Brauch üben und seine Segenswünsche auch denen bringen, mit denen er hier am besten befreundet war. Den Seulshof mied er lange Zeit; der Kummer fraß in ihm herum, und erst im Sommer hatte er sich seinen Freund Johann Seul anvertraut. Dessen herzhaftes Lachen und dessen Einwurf, er wüßte schon, was da zu machen sei, zerteilte Brunos Kummer ein wenig; und der Plan, den er dann vorbrachte und den sie dann entwickelten und besprachen, stimmte sie beide fröhlich.

Und nun zu Ostern wollten sie ihre Großaktion starten! Beim Kirchgang am ersten Feiertag fiel es nicht sonderlch auf, daß Johann Seul nicht dabei war; er hatte ja um diese Zeit immer viel mit den Osterlämmchen zu tun. Und wer vermißt so einen kleinen Schulbuben wie Bruno Flink beim Gottesdienst?

Die beiden waren indessen emsig am Werk. Zur Werkstatt hatten sie die Waschküche erkoren. Dort wurde gekocht und gefärbt und geklebt und gepinselt. Nicht nur die üblichen Ostereierfarben verwendeten sie, sondern auch Zwiebelschalen, Kaffeesatz und Heusaat; mit Pinseln und Farbstiften, mit Abziehbildern und den zarten Blättchen des ersten Grüns entstanden immer neue, immer lustigere bunte Ostereier. Und Johann Seul brachte immer mehr Eier heran; nicht nur, daß er alle Nester plünderte und den Eiervorrat in der Speisekammer erheblich verminderte, er hatte auch in den Wochen vorher schon immer wieder so gründlich die Hühnernester auf dem Seulshof kontrolliert, daß die Bäuerin, seine Schwägerin, schon wiederholt gemurrt hatte über die schlechte Legetätigkeit ihrer Hühner.

Beinah hätten die beiden über ihrem Eifer das Schlußgeläute der Kirchenglocken überhört, das für sie das Signal sein mußte, ihre Arbeit zu beenden. Als aber der Bauer Hinrich Seul mit seiner Familie vor der Haustür vorfuhr, sah er zu seinem leicht unterdrückten Erstaunen die Treppe mit zwei Kartoffelkörben voll buntester Ostereier dekoriert. Sein Weib hatte schon wieder zu jammern und zu murren wegen der vielen schönen Eier; er aber trug die beiden Körbe schmunzelnd ins Wohnzimmer und wählte sich als Nachtisch drei der schönsten Ostereier aus, welchem Beispiel die Kinder fröhlich, sein Weib resigniert und sein Bruder Johann grinsend folgten.

Ohne so sehr der Urheberschaft dieses Scherzes oder Schabernacks, über die jeder seine eigene Vermutung hegte, nachzugehen, war man sich darüber klar, daß die gekochten Eier bald ihrer Bestimmung zugeführt werden müßten. Hinrich Seul steckte sich die Taschen damit voll, bevor er am Nachmittag einmal durchs Dorf ging; er rief die Kinder auf der Straße heran, die diesen Ruf mit chronisch schlechtem Gewissen nur zögernd folgten, und beschenkte sie mit Ostereiern, auch seine Kinder Hein und Maria beauftragte er, mit einem Körbchen voll Eier die Runde bei ihren Freunden und Bekannten zu machen.

Als aber all das nicht genug fruchtete, ergriff er selber anderntags einen großen Korb und trug seine Ostereier von Haus zu Haus. Bald sprach es sich im Dorf herum: „Hinrich Seul teilt Ostereier aus!" Auch jeden Fremden bedachte er, und ein paar junge Burschen, die durchs Dorf radelten, machten verdutzte Gesichter ob dieses närrischen Bauern; sie konnten ja nicht wissen, daß hier die Weisheit gesiegt hatte.

Annemarie in der Au:

Das Wunder ist in uns

Es war ein sehr frühes Jahr, wie die Bauern es so nennen. Die Schneedecke war eines Tages mit dicken schwarzen Rinnsalen überzogen, die breiter und breiter wurden, bis schließlich die blanke schwarze Erde vertrauensvoll wieder in die mittägliche Sonne zwinkerte. Die Knospen an den Sträuchern wurden von Tag zu Tag praller und sehnsüchtiger, bis die Sehnsucht endlich mit zartgrünen Spitzchen überall herausschaute. Und als das österliche Fest nahte, hatten sogar die Fichten und Kiefern schon ihre winzigen Kerzchen aufgesteckt, Kerzchen neuen Wuchses. Es war so recht dazu angetan, das Fest der Auferstehung und des Lebens draußen zu verbringen.

Das war auch der Grund, weshalb Dr. Henning die Schützlinge seiner Kinderabteilung in den großen Park des Krankenhauses verfrachten ließ. So weit sie nur irgend gehen und stehen konnten, tummelten sie sich nun auf der mit grünsamtnem Flaum bezogenen Wiese und suchten unter den Sträuchern, auf den Blumenbeeten, ja, sogar in der Regenrinne des Hauses lachend nach den bunten Eiern, die Dr. Henning höchstpersönlich anstelle des von der Welt dazu ausersehenen Hasen versteckt hatte.

In den zahlreichen Rollstühlen und Betten, die vor das Haus gerollt worden waren, hatten sich eingemummte Körperchen aufgesetzt, um mit nicht minderem Gequitsche die Suchenden durch Zurufe anzufeuern und irrezuführen.

Nur in einem Rollstuhl blieb es still. Apathisch blickte Rolf auf die Vergnügten. Was sollte ihm das Treiben. Begriffen sie denn nicht, wie sehr es ihn immer wieder quälte, wenn er die gesunden Kinder sah? Nein, sie begriffen das anscheinend alle nicht, weder der Doktor noch die herzensgute Schwester Alice. Nicht einmal Mama, nein, nicht einmal sie. Die Kinderlähmung hatte seinen Körper getötet. Warum wollten sie es nicht wahrhaben? Warum quälten sie ihn mit Massagen und Übungen? Warum immer wieder mit ihren Reden, daß es noch einmal besser werden würde? Am liebsten würde er jetzt die Augen schließen, um sich ganz in sein trauriges Gefühl einzuhüllen. Aber dann würden sie nur wieder kommen und ihn mit den aufmunternden Fragen bestürmen. Ach, man sollte ihn in Ruhe lassen. Für ihn gab es keine Besserung mehr.

Rolfs Augen waren von den Vergnügten abgeirrt, hatten den Himmel gestreift mit den wenigen federweißen Wölkchen, die Bäume die Dächer der anderen Stationen, und waren schließlich an der großen Hecke hängen geblieben, hinter der ein alter Drahtzaun das Gelände des Krankenhauses vom freien Feld abgrenzte.

In der Hecke bewegte sich etwas und hielt den Blick des Jungen fest. Ein Hase. Tatsächlich ein Hase. Nun, vielleicht auch nur ein wildes Kaninchen, aber so genau brauchte man nicht zu sein. Wahrscheinlich ist es durch Schreie der Kinder aufgestört worden. Nun hoppelt es bald nach einer Richtung, bald in die entgegengesetzte und kann dem Geschrei nicht entrinnen, das in immer neuen Wellen gegen das arme Tier anbrandet.

Man müßte ihm helfen, das freie Feld zu gewinnen. Irgendwo ist gewiß ein Loch im Zaun. Es den anderen Kindern zuschreien? Nein, denkt Rolf. Sie sähen in dem Häschen nur ein neues Vergnügen, eigens an diesem Tage für sie bereit gehalten, und sie würden es jagen und noch mehr kreischen. Und Schwester Alice und Doktor Henning sind irgendwo unter den Vergnügten. Man kann sie nicht rufen.

Und Rolfs Augen hängen wie gebannt an dem Tier, das immer schneller von seiner eigenen Angst hin und hergescheucht wird. Die Angst teilt sich Rolf mit wie ein Alpdruck, der die Kehle zuschnürt. Er muß sich aufrichten, er, der sich doch nicht bewegen kann. Er muß seine Füße aus den Decken zerren. Er muß sich hinstellen und gehen. Einen Schritt, noch einen Schritt — — — Rolf ist wie ein Schlafwandler. Er sieht nur noch das verängstigte Tier, dem er helfen möchte. Er kennt keine Lähmung mehr und keinen Gedanken, daß er sich nie mehr wird bewegen können.

Erst sieht ihn eines der Kinder, dann ein anderes. Sie machen einander auf Rolf aufmerksam. Eine Stimme nach der anderen verfällt. Eine umheimliche Stille breitet sich aus. Aber dann ist plötzlich eine jauchzende Stimme über allen: Rolf, Rolf, du gehst ja.

Rolf zuckt zusammen. So, als falle es ihm selber erst jetzt auf, wendet er erstaunt seinen Kopf. Dann sinkt sein Körper kraftlos zusammen. Aber da ist schon Dr. Henning bei dem aufschluchzenden Kind.

Der Hase! — — —

Der Hase hat längst einen Weg in der Bresche der erregten Stimmen gefunden. Was bei allen geblieben, ist die Gewißheit, daß es etwas gibt, was den Menschen aufstehen und gehen heißt, auch wenn er glaubt, für die Welt gestorben zu sein.

Ostpreußischer Familien- und Schicksalsroman

Eine untergegangene Welt, wie sie gestern bestand und heute noch in vielen Herzen weiterlebt, wird hier wieder in ihrer ganzen Fülle sichtbar: das geschlossene Lebensgefüge eines ostpreußischen Gutes.

Rainer W. Goch breitet mit der Gelassenheit des geborenen Erzählers den Umkreis dieses Gutes Trebnitz vor uns aus und stellt uns seine Menschen vor: die Gutsherrschaft in drei Generationen, Inspektor, Dienerschaft, Hofleute, Nachbarn, Bürger der Kreisstadt, Landstreicher und östliche Erntearbeiter. Das Wandelspiel menschlicher Konstellationen beginnt sich zu drehen, wechselt über heitere Flächen, aber auch über Spannungen und untergründige Drohungen hin. Auf einmal überschattet die Wolke des Krieges das Land, und unter diesem Schatten gewinnen zwei Menschen allmählich ihre volle Gestalt: die junge spröde Claudia vom Gut und der eben erst zu sich erwachende Inspektor Thomas, der bald schon Soldat werden muß.

Ihre scheue, verhaltene Beziehung wächst durch die Trennung einer festeren Bindung entgegen. Thomas wird verwundet und Claudia wartet auf ihn. Dann, mit schrecklicher Gewalt wälzt sich der vorher so ferne Krieg über die Grenze; die Heimat muß verlassen werden. Ehe der Treck aufbricht ist auch Thomas wieder da. Er fährt mit Claudia nach Berlin, wird dort nach den Bombennächten von ihr getrennt, macht sich auf die Suche nach ihr, da und dort, bis er endlich in Dresden, nach dem furchtbaren Untergang der Stadt, auf eine Spur stößt. Und wieder bricht er auf. „Er würde sie finden. Irgendwo."

So endet das Buch: mit der Auflösung einer Welt in das Schicksal eines Einzelnen, der nach dem Weggefährten für ein von Grund auf verändertes Leben sucht. Durch die farbige Wiedererweckung dieser Welt und durch die Darstellung ihres Unterganges leistet der Autor eine der bleibenden Aufgaben des Erzählers: das Gedächtnis seiner Zeitgenossen zu sein, für sie zu bewahren, was sie nicht vergessen dürfen. Rainer W. Goch unterzieht sich dieser Aufgabe, obwohl er nicht den Ehrgeiz hat, einen Zeitroman zu schreiben oder gar den Roman über den Untergang Ostpreußens vorzulegen. Ihm geht es einfach darum, Menschenschicksale im Strudel des Zeitgeschehens zu schildern, sie so zu schildern, daß der Leser sich von ihnen bewegen, vielleicht sogar erschüttern läßt.

Das ist ihm gelungen. Seine Gestalten leben in uns weiter, nicht nur Claudia und Thomas, auch die tiefgläubige Großmutter, die mit dem Gut stirbt, die resolute Mamsell Apollonia, der skeptische Kantor, der junge Russe Micha, der predigende Vagabund Johannes — sie und die vielen anderen haben alle ihr eigenes Gesicht und ihr eigenes Leben.

Autoren dieser Art, die ohne zu experimentieren, ohne die Welträtsel lösen zu wollen, anschaulich, spannend und von Mensch zu Mensch erzählen können, gibt es nicht viele in Deutschland. Noch seltener ist es, wenn ein solcher Erzähler ein Thema wählt, das uns alle tief berühren muß. Man darf dem Roman von Rainer W. Goch darum viele Leser voraussagen, vor allem unter den vertriebenen Ostpreußen: ist dieses Schicksal doch ein Teil ihres Schicksals, sind die darin eingefangenen Erinnerungen auch ihre Erinnerungen.

Rainer W. Goch: CLAUDIA VON TREBITZ. Roman. Engelhornverlag, Stuttgart. 400 Seiten, Ganzleinen. DM 15,80.

Der Herr der Düne

Ein Nehrungsroman von Rudolf Naujok

Gewaltige Sanddünen steigen aus der Ostsee empor und wandern im Sturm über die Kurische Nehrung. Nun liegen sie wie ein lauerndes Raubtier vor Niegeln, dem einsamen Fischerdörfchen. Werden sie es verschlingen, wie sie schon Wald und Heide, Kirche und Friedhof verschlungen haben? Werden die Fischer auswandern müssen, irgendwohin, wo die Sandkörner nicht gleich einer Totenuhr nächtens an die blaugestrichenen Fensterladen klopfen?

Martin Doernes, der Hütejunge des Dörfchens, kann nicht nur träumen und auf dem Rücken liegend in die weißen Sommerwolken schauen. Als einziger empfindet er, daß man etwas tun müsse. Und er tut es. In mehreren Versuchen gewinnt er die Erkenntnisse, die nötig sind, dem wandernden Sand eine Abwehr entgegenzustellen. Spott und Hohn, Fehlschläge und eigene Unzulänglichkeiten halten ihn nicht auf. Er wird zum Herrn der Düne und bringt sie kurz vor den Gärten des Dorfes zum Stehen.

Mit Spannung und Teilnahme erleben wir die Entwicklung dieses Jungen und lernen dieses östliche Ferienland lieben mit seinem Haff und Meer, seinen Wäldern und Heiden, seinen naturhaften Menschen, seinen Elchen, Vögeln und Fischen. Vielen Originalen begegnen wir, dem humorvollen Bürgermeister, dem patriarchalischen Kahnbauer, dem schweifenden Dichter, den besessenen Malern und der kuriosen Tante Rogger. Alle bleiben uns in Erinnerung, während das seltsame Eiland vor uns versinkt wie eine Fata Morgana in Sonnenglut und Wasserbläue. Wer aber dieses Land einst seine Heimat nannte, der greift zu diesem Buch und findet darin den gleißenden Schatz seiner Erinnerung, der — um es mit den Worten Eichendorffs zu sagen — nur um so freudiger funkelt, je tiefer rings die Nacht des Unglücks dunkelt.

Rudolf Naujok: DER HERR DER DÜNE. Roman. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart. 240 Seiten. DM 6,80.

Die Pferde mit der Elch-Schaufel

Das Schicksal der Trakehner

her schlagen läßt, die Herzen aller Reiter und aller Menschen, die sich auch in unserer heutigen Zeit noch die Liebe zu Pferden als eine der schönsten Schöpfungen der Natur bewahrt haben.

Trakehner Pferde — ein Begriff für Schönheit und Eleganz, für Treue und Leistung, für glückhaftes Verschmelzen von Reiter und Pferd in der Freude und Lust des Reitens durch die Weite der ostdeutschen Landschaft.

Trakehner Schicksal — ein Symbol für das Schicksal unseres Volkes, für Opfergang und Leidensweg, Bewährung und Wiedergeburt.

Diesem Schicksal der Pferde mit der Elchschaufel spürt die Verfasserin nach — getrieben von der Liebe zu diesen Pferden, von der Bewunderung ihrer überragenden Eigenschaften und dann ergriffen von der Tragödie ihrer Flucht von Ostpreußen bis über die Elbe durch das Inferno des letzten Kriegswinters. Aus Treckberichten und Briefen, aus Gesprächen mit Überlebenden, aus Besuchen in dem heutigen Trakehnen und aus dem sorgfältigen Studium alten Quellenmaterials entstand so ein hohes Lied des Trakehners und seiner Bewährung unter den unvorstellbaren Bedingungen dieser Flucht. Genügsamkeit und Zähigkeit dieser berühmten Pferde — in früheren Jahrhunderten immer wieder unter Beweis gestellt — ließen auch ihre Nachfolger alle Strapazen dieses großen Trecks und der ersten entbehrungsreichen Nachkriegsjahre überwinden, bis nun heute wieder eine Trakehner Pferdezucht in neuer Heimat entstehen konnte. Miss Goodall hat die Geschichte dieses Leidensweges nachgezeichnet — sie hat den Trakehnern und den Menschen, die diese edlen Pferde gezüchtet, betreut, geliebt und nie im Stich gelassen haben, ein Denkmal errichtet.

Daphne Machin Goodall: DIE PFERDE MIT DER ELCHSCHAUFEL. Das Schicksal der Trakehner. Verlag Paul Parey, Berlin und Hamburg. 104 Seiten, 22 Fotos auf 19 Kunstdrucktafeln. Geb. DM 12,—.

Die verlorene Geliebte

Wieder meldet sich ein großer Erzähler der Gegenwart in der „Herder-Bücherei" zu Wort: Johannes Urzidil, der Freund Franz Kafkas, der in Prag und Böhmen lebte, bis er 1939 zur Emigration gezwungen wurde. Er lebt heute in den USA. Aber die Begegnungen und Schicksale aus seiner Heimat folgten ihm dorthin und formten sich ihm zu einem Erinnerungsbuch, das in der Schlichtheit seiner Sprache an Stifter, in der unheimlichen Tiefe der Ereignisse an Kafka erinnert. Es ist unter dem Titel „Die verlorene Geliebte" als 27. Bändchen der „Herder-Bücherei" erschienen.

Da tut sich vor dem verzauberten Leser der alte deutsche Kulturraum an der Moldau wieder auf, die Donaumonarchie, der Böhmerwald, und vor allem Prag mit seinen alten Gassen, verborgenen Höfen, kuriosen Wirtshäusern und mit seinen Menschen, die in dieser ein wenig altmodischen Welt zu Hause waren.

Johannes Urzidil: DIE VERLORENE GELIEBTE. Begegnungen im goldenen Prag. Verlag Herder, Freiburg. Bd. 27 der Herder-Bücherei. 208 Seiten, DM 2,20.

Im gesegneten Alter von 87 Jahren verschied sanft mein geliebter Mann, unser guter Vater und Opa

Herr Landwirt

Emil Stock

früher Beyditten, Kreis Bartenstein / Ostpreußen

In tiefer Trauer:

Frau Therese Stock, geb. Krause
Dr. Jürgen Stock
und Frau Johanna, geb. Sterkel
Frau Liselotte Enß, geb. Stock
und Johannes Enß
Frau Lucie Stock, geb. Dieckerhoff
und 8 Enkel

Schlüchtern, Namedy/Rhein, Kronberg/Taunus
den 1. April 1960

Die Beerdigung fand am Dienstag, dem 29. März, 15 Uhr, auf dem Friedhof in Schlüchtern statt.

Nach einem Leben, das ihm viel Kummer und Bitterkeiten gebracht hat, ist unser guter Bruder und Onkel

Lehrer i. R.

Richard Jordan

bis zum Januar 1945 in Tiefenthal, Kr. Pr. Eylau, als Lehrer tätig gewesen, in der Nacht zum 10. Februar in ein anderes Leben hinübergeschlummert.

In Müsselmow über Schwerin ist er zur letzten Ruhe gebettet.

Er folgte unserem jüngsten Bruder

Hermann Jordan

früher Königsberg/Pr.,

der am 21. Juli 1956 nach kurzer, schwerer Krankheit verstorben ist.

Seine letzte Ruhestätte fand er in Drochtersen, Kreis Stade.

Bremen, April 1960.

Die Angehörigen

SUCHDIENST

Gesucht werden: Waldemar Jordan, geb. 19. 12. 19; Karl Jordan, geb. 17. 11. 23; Irm(in)gard Jordan, geb. 5. 10. 25; Rosemarie Jordan, geb. 11. 8. 27. Sämtliche geboren in Matzikkehmen, Kreis Szittkehmen. Letzter bekannter Aufenthaltsort Sonnenborn, Kr. Mohrungen. - Außerdem wird gesucht: Erika Potrafke, geb. 18. 6. 26. Letztere suchte Irmgard Jordan und könnte evtl. Auskunft über sie geben.

Alle genannten Personen werden gesucht vom Rat der Gemeinde Müsselmow, Kr. Sternberg über Schwerin/Mecklbg. wegen Nachlaßregelung.

Und weiter lichtete der unerbittliche Tod unsere Reihen.
Es starben
am 6. Febr. 1960 im Alter von 80 Jahren zu Berlin-Steglitz

Anna Sembritzki

Männer-Turnverein Lyck und Königsberger Männer-Turnverein von 1842

am 18. Febr. 1960 im Alter von 59 Jahren zu Garstedt (Bez. Hamburg)

Alfred Tischer

Zoppoter Turnverein und Danziger Ruderverein

am 28. Febr. 1960 im Alter von 74 Jahren zu Bremen

Elfriede Gerthagen

(früher Gerczinski) geb. Kanzler
Turngemeinde Elbing und Danzig

am 3. März 1960 im Alter von 50 Jahren zu Hamburg

Helene Dudek

geb. Karasch
Männer-Turnverein Lyck

am 5. März 1960 im Alter von 73 Jahren zu Steinbek über Bad Segeberg

Willi Thomas

Männer-Turnverein Wehlau

In den verschiedensten Ehrenämtern von Jugend auf bis zur Vertreibung haben diese Getreuen ihre Kraft und ihr Können dienend der Gemeinschaft gewidmet. Der Ausbildung und Erziehung der Jugend galt in erster Linie ihre Arbeit. „Sie sollen uns für alle Zeit als Vorbild umschweben in Freud und Leid."

TURNERFAMILIE
OSTPREUSSEN — DANZIG — WESTPREUSSEN
